Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.



Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.



Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 194 — Sonntag, den 18. Dezember 1932 — 50. Jahrgang

Was die Woche brachte

Der Warschauer Sejm hat stürmische Stunden hinter sich. Die Opposition suchte sich mit aller Gewalt zu betätigen und tobte ihren Zorn in energischen Reden aus. Die Nationaldemokraten wetterten gegen das Deutsche Reich, wahrscheinlich um zu zeigen, wes Geistes Kind die Politik sein würde, wenn sie am Ruder wären. Der Erfolg, den sie buchen kann, ist ebenso groß wie der der Linksopposition, die sich mit ihren Dringlichkeitsanträgen nicht durchsetzen konnte. Die Mehrheit des Sejms setzt Dank ihrer Stärke durch, was ihrer Losung entspricht. Sie mochte mit der Opposition diesmal um so weniger rechnen, als die Verwirklichung der Drohungen, wie sie etwa Witos mit seiner Forderung nach dem Verlassen des Sejms durch die Opposition vertrat, ausgeblieben ist. Die Bauernparteien, die hinter Witos stehen, sind letzten Endes doch nicht so scharf ins Zeug gefahren als man es nach den letzten Erklärungen erwarten konnte. Auf ihrer Tagung am Ende der vergangenen Woche sind verhältnismäßig zahme Resolutionen gefaßt worden. Scheinbar hat man sich entschlossen, die Dinge der Zukunft zu überlassen, wenigstens der Zeit, in der Witos wieder das Zepter schwingen wird. Gar so nahe ist diese Zeit freilich nicht. Vielleicht hat man sich auch von Slawek imponieren lassen, dessen letzte Rede, über die an dieser Stelle schon berichtet wurde, in versöhnlichem Geist gehalten war.

Weniger stürmisch als die Parteien ist die Regierung gesinnt. Es hat wohl der polnische Vertreter, Graf Raczynski, in Genf eine Erklärung gegen die Fünfmächteabkommen abgegeben, die den Charakter eines Protestes hat, doch stehen dieser Aktion die Erklärungen des Außenministers in seinem ersten und bisher letzten Interview gegenüber, die im großen und ganzen sehr ruhig abgegeben wurde. Auffallend wirkte in den Erklärungen des Ministers Beck, daß mit keinem Wort die Unzufriedenheit mit den Minderheitenverpflichtungen zum Ausdruck kam, wie dies in letzter Zeit in mancher mehr oder weniger offiziellen Auslassung maßgebender Faktoren in Warschau der Fall war. Es ist möglich, daß Oberst Beck kein Anhänger der „Gleichberechtigung der Völker" in bezug auf den Minderheitenschutz ist. Genaueren Aufschluß über seine Auffassungen dürfte sein außenpolitisches Expose bringen, das freilich erst um die Mitte des Januar erwartet wird. —

Erregter als bei uns geht es diesmal in Frankreich zu, wo man sich dazu hergab, das Ministerium zu stürzen, um so etwas wie die geballte Faust nach Amerika hinüber zu zeigen. Man ist unzufrieden in Paris, weil man jenseits des großen Wassers keine besondere Bereitwilligkeit zeigt, Frankreich seine Kriegsschulden zu erlassen. Frankreich hat dem Anscheine nach die Absicht, wieder einmal zu zeigen, daß es bei all seinem Reichtum ein schlechter Zahler ist. Auf keinen Fall hält es in dieser Hinsicht mit England Schritt, das seine Rate an Amerika pünktlich bezahlt hat. In London geht man mehr von soliden geschäftlichen Grundsätzen aus, in Frankreich dagegen stehen die politischen Gesichtspunkte obenan. Nun ist das Land, was Neubildung der Regierung anbelangt, in Schwierigkeiten geraten. Herriot hat erklärt, daß er in keiner wie immer gearteten Regierung mitarbeiten will, was für die Kabinettsbildung hinderlich ist. Man hatte allgemein angenommen, daß er das Ministerium des Aeußeren weiter behalten werde. Die Konferenzen, die der Präsident mit den einzelnen in Frage kommenden Persönlichkeiten hatte, sind bis zur Stunde ergebnislos verlaufen, wenn man auch erwarten muß, daß die allernächste Zeit die Entscheidung bringen wird.

In Deutschland ist dafür eine ziemliche Beruhigung eingetreten. Das kam unter anderem auch in den klaren Ausführungen der Rundfunkrede des Kanzlers zum Ausdruck, die die Aufgaben und Ziele der deutschen Politik klar und scharf umriß. General von Schleicher hat niemanden über seine Politik im Unklaren gelassen. Schon daß er in seiner Rede die Verdienste seiner beiden Vorgänger, Brünings und von Papens gedachte, zeigt seinen versöhnlichen Geist. Drum wirkten auch seine Worte über seine feste Absicht, eine Versöhnung herbeiführen zu wollen, überzeugend. Nach den Ausführungen des Kanzlers, die anstelle des sonst üblichen Pathos größte Ruhe an den Tag legten, wird das offene und freie Wort in seiner Politik von Bedeutung werden. Man nimmt ihm das im Ausland übel und spricht von einer groben Methode und vom Marschieren in Generalsstiefeln, doch müßte man eigentlich froh sein, daß diese Tugend wieder einmal in aller Reinheit und Unerschrockenheit auftritt. Die Ausführungen zeigten auch, daß neben der Klarheit auch die Festigkeit zu Worte kommen soll. Vielleicht gelingt es der ruhigen und festen Hand, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen.

Die polnische Zahlungsstundung abgelehnt

Warschau. Wie die halbamtliche „Iskra" berichtet, hat Hoover dem polnischen Botschafter in Washington auf die letzte polnische Stundungsnote ablehnend beantwortet. Eine nähere Begründung der Ablehnung auf die polnische Bitte, wird durch die „Iskra" nicht mitgeteilt.

Schwierige Regierungsbildung in Frankreich

Voraussichtlich ein Kabinett Paul Boncour — Herriot verläßt die Politik

Paris. Innenminister Chautemps hat am Freitag abend dem Staatspräsidenten einen Besuch abgestattet und es endgültig abgelehnt, seine Bemühungen zur Neubildung des Kabinetts fortzusetzen. Staatspräsident Lebrun hat darauf den bisherigen Kriegsminister Paul Boncour zu sich gebeten, den er voraussichtlich mit der Neubildung des Kabinetts beauftragen wird.

Beim Verlassen des Elysees gab Chautemps den Pressevertretern eine Erklärung ab, in der er darauf hinwies, daß er mit den verschiedenen Persönlichkeiten die Prüfung der politischen Fragen vorgenommen habe, die die Krise beherrschten. Bei seinen Verhandlungen, die besonders unter dem Gesichtspunkt der Schuldenfrage stattgefunden hätten, weil deren Lösung Vorbedingung für die Annahme der Regierungsbildung sei, habe er einen Ausgleich zwischen der Haltung der Regierung Herriot und dem Wunsch der Kammer erstrebt, um es dem bisherigen Ministerpräsidenten zu ermöglichen, in das neue Kabinett einzutreten. Er habe aus seinen Besprechungen die Ueberraschung gewonnen, daß es im Interesse des Landes wünschenswert sei, die internationalen Schwierigkeiten möglichst bald zu beheben, die aus den Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und Amerika geboren seien. Trotz seiner Bemühungen habe sich aber eine Verständigung als unmöglich erwiesen. Unter diesen Umständen habe er sich entschlossen, mit Herriot Freund zu bleiben und es vorgezogen, auf die Bildung des neuen Kabinetts zu verzichten.

Chautemps hatte am Nachmittag nochmals eine Unterredung mit Herriot im Anschluß an ein Telephongespräch, das Herriot mit dem französischen Botschafter in Washington geführt hatte, um sich über die Haltung der Vereinigten Staaten unterrichten zu lassen. In politischen Kreisen verlautet, daß die Nachrichten aus Amerika nicht so günstig gewesen seien, wie man gehofft hatte.

Neurath über Genf und Lausanne

Die außenpolitische Lage Deutschlands

Berlin. Im Reichstage trat am Freitag vormittag der Auswärtige Ausschuß unter Vorsitz von Dr. Frick (NS.) zu seiner ersten Sitzung zusammen, um einen Bericht des Reichsaußenministers über die außenpolitische Lage, insbesondere über die Abrüstungsverhandlungen und über Lausanne entgegenzunehmen. Mit Minister von Neurath waren auch der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Dr. von Bülow, und Botschafter Nadolny erschienen. Die deutschen Länder waren zahlreich vertreten, und das Interesse der verschiedenen Rechtsressorts ergab sich daraus, daß z. B. Reichsfinanzminister Graf Schwerin von Krosigk, der Staatssekretär des Reichsverkehrsministeriums, Koenigs, der Leiter der Luftfahrt-Abteilung im Reichsverkehrsministerium, Ministerialdirigent Brandenburg, und vom Reichswehrministerium Generalmajor Schönheinz an der Sitzung teilnahmen. Der Reichsaußenminister ergriff sofort nach Eröffnung der Sitzung das Wort und berichtete zunächst ausführlich über die Verhandlungen und das Abkommen von Lausanne.

Im zweiten Teil seines Vortrages beschäftigte sich Minister von Neurath dann ausführlich mit den Genfer Abrüstungsverhandlungen. Reichsfinanzminister Graf Schwerin von Krosigk machte im Anschluß daran einige ergänzende Bemerkungen über das Abkommen von Lausanne. Dann begann die Aussprache im Auswärtigen Ausschuß, die sich zunächst im wesentlichen mit Lausanne beschäftigte.

An der Aussprache über die Abrüstungsfrage beteiligten sich Vertreter fast aller Fraktionen. Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Zur Besprechung weiterer außenpolitischer Fragen, insbesondere Ostfragen und handelspolitische Fragen, wurde eine weitere Sitzung in Aussicht genommen, deren Einberufung dem Vorsitzenden, Abgeordneten Dr. Frick (NS.) überlassen wurde. Wie in parlamentarischen Kreisen verlautet, dürfte diese neue Sitzung nicht mehr vor Weihnachten zustande kommen.

Frankreichs Widerstand in Genf

Offene Absage an das Fünfmächteabkommen

Genf. In hiesigen internationalen Kreisen erregt eine Denkschrift der französischen Abrüstungsabordnung großes Aufsehen, in der gegen die amtliche deutsche Auslegung der Fünfmächtevereinbarung vom 12. Dezember Stellung genommen wird. Diese Denkschrift, die einzelnen Genfer Stellen vertraulich übermittelt worden ist, deckt sich inhaltlich fast vollständig mit der von der halbamtlichen Havas-Agentur am 15. Dezember veröffentlichten Stellungnahme.

Die Denkschrift sucht im wesentlichen

die Fünfmächtevereinbarung in allen Punkten zu entwerten und betont, daß selbstverständlich im Falle eines Scheiterns der Abrüstungsverhandlungen der Versailler Vertrag weiter unbeschränkt in Kraft bleibe,

daß ferner die Gleichberechtigungsfrage Deutschlands in unlösbaren Zusammenhang mit der Regelung der Sicherheitsfrage gebracht sei und die Gleichberechtigung, wie auch die Sicherheit keineswegs Ausgangspunkt, sondern lediglich eines der Ziele der Abrüstungskonferenz sei. Die deutsche Regierung habe ihre Forderung auf Anerkennung der qualitativen Gleichberechtigung und der gleichen Geltungsdauer des kommenden Abrüstungsabkommens nicht durchgesetzt. Teil 5 des Versailler Vertrages werde nur dann abgeändert werden, wenn das künftige Abrüstungsabkommen

von sämtlichen Signatarstaaten des Versailler Vertrages unterzeichnet und auch ratifiziert worden sei.

Auf französischen Druck wird die große Havas-Note von der gesamten hiesigen Presse in größter Aufmachung gebracht.

Dieses planmäßige französische Vorgehen wird in allen unterrichteten Kreisen

als ein offenes Abrücken der französischen Regierung von der Fünfmächtevereinbarung gemerkt.

Der Protest der kleineren Mächte im Hauptausschuß der Konferenz kann daher nur als der erste Auftakt zu einem planmäßigen französischen Vorgehen zur Entwertung der gesamten Fünfmächtevereinbarung aufgefaßt werden.



Mexiko tritt aus dem Völkerbund aus

Die mexikanische Regierung — an deren Spitze der Präsident Rodriguez steht — hat beim Generalsekretariat des Völkerbundes den Austritt Mexikos aus dem Völkerbund angekündigt.

Der Preußische Landtag auf den 17. Januar vertagt

Berlin. Der Preußische Landtag vertagte sich am Freitag nach Abschluß der Aussprache über Rundfunk- und Theaterangelegenheiten auf Dienstag, den 17. Januar. Die für den bisher erledigten Teil der Kulturaussprache vorliegenden Anträge wurden teilweise dem Ausschuß überwiesen, teils wurde ihre Abstimmung vertagt. Der Präsident behielt sich vor, den Landtag beim Vorliegen besonderer politischer Verhältnisse früher einzuberufen

Riesenbrand in Tokio

14 Tote und zahlreiche Verletzte — Unbeschreibliche Schreckensszenen beim Kaufhausbrand
Der Zoo auf dem Dache

Berlin. Wie die „Nachtausgabe“ aus Tokio meldet, sind bei dem Brand des Warenhauses 14 Personen zu Tode gekommen. Das Feuer fand reichliche Nahrung in einer Abteilung, die mit großen Ornamenten aus Zelluloid versehen war. Als die Feuersignale ertönten, ballten sich die Massen der Flüchtenden an den Ausgängen zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. Alle Treppenausgänge waren bald in undurchdringlichen Qualm gehüllt, was die Panik der Flüchtenden noch erhöhte. Hinzu kam das Gebrüll von Löwen und Bären, die auf dem Dach des Warenhauses in einem zoologischen Garten, einer Sehenswürdigkeit Tokios, untergebracht sind. Aus dem zweiten Stock sprangen einige Käufer in ihrer Todesangst aus den Fenstern und erlitten schwere Brüche und innere Verletzungen. Die Bekämpfung des Brandes wurde durch Mangel an Leitern schwer behindert. Auch erwies sich der Wasserdruck als ungenügend, so daß man nicht bis in die höheren Stockwerke Wasser geben konnte. Als die Katastrophe immer größere Ausmaße annahm, wurden Flugzeuge eingesetzt, die Seile und Schaumlöschapparate an Bord nahmen. Unter Einsatz ihres Lebens warfen die Flugzeugbesatzungen den Feuerwehrleuten, die sich durch die ungeheure Hitze mit Gasmasken und feuerfesten Anzügen einen Weg auf das Dach gebahnt hatten, die Seile und Löschgeräte zu. Es war die höchste Zeit, denn auf das Dach hatten sich Hunderte von Menschen vor den Flammen geflüchtet, da ihnen der Weg auf die Straße durch Qualm und Flammen versperrt war. Einige wurden vor Angst wahnsinnig und sprangen in die Tiefe, wo sie zerschmettert liegen blieben. Die Besonnenen ließen sich mit Hilfe der von den Flugzeugen abgeworfenen Seile vom Dach herunter und retteten so ihr Leben. In der Umgebung des Warenhauses hatten sich Tausende von Zuschauern eingefunden. Zur Absperrung waren mehrere Kompanien Militär zur Verstärkung der Polizei eingesetzt worden. Nach über dreistündigen Bemühungen der Feuerwehr war der Brand auf seinen Herd beschränkt. Eigenartigerweise gelang es, alle Tiere des zoologischen Gartens des Warenhauses zu retten.

Schweres Eisenbahnunglück in Frankreich

Sieben Tote, 30 Verletzte. — Auch drei Deutsche unter den Toten?

Paris. In den Abendstunden des Freitag hat sich bei Sandy in der Nähe von Perpignan ein schweres Eisenbahnunglück ereignet. Infolge von Ueberschwemmungen mußte der von Paris kommende Eilzug auf ein Nebengleis umgeleitet werden, das sich als nicht haltbar genug für den Eilzug erwies. Der Zug entgleiste, wobei ein Wagen vollkommen zertrümmert wurde. Nach den bisher vorliegenden Meldungen kamen dabei sieben Personen ums Leben, darunter der Heizer, der Lokomotivführer und ein weiterer Eisenbahnbeamter. Von den vier getöteten Reisenden sollen drei deutsche Staatsangehörige sein, und zwar ein Ehepaar namens Gerber und ein Fräulein Charlotte Bremer. 30 Personen erlitten zum Teil schwere Verletzungen.

Besprechungen Warmbolds mit den Gewerkschaften

Berlin. Heute vormittag fand im Reichswirtschaftsministerium eine Aussprache zwischen Reichswirtschaftsminister Warmbold und den Vertretern aller Gewerkschaften statt, bei der eine Reihe aktueller Fragen aus allen Gebieten der Wirtschaftspolitik eingehend erörtert wurden.

Weitere Besprechungen mit den Verbänden der Unternehmer finden in den nächsten Tagen statt.

General Ma kämpft weiter gegen Japan

Nanking. Amtlich wird gemeldet, daß die chinesische Zentralregierung von dem General Ma einen Funkspruch erhielt, in dem dieser betont, daß alle Nachrichten über die Einstellung seines Kampfes gegen Japan unrichtig seien. Er werde weiter kämpfen und werde den Kampf von Sachalin aus leiten.

Kriegsschuldenaussprache im Senat verschoben

Washington. Die für Freitag festgesetzte Aussprache über die **Kriegsschuldenfrage** im Senat wurde auf Veranlassung aus Regierungskreisen verschoben. Staatssekretär Stimson und Schatzsekretär Mills war es gelungen, die Senatoren zu überzeugen, daß vertraulichen Pariser Meldungen zufolge, etwaige scharfe Kritik im amerikanischen Senat die Neubildung des französischen Kabinetts erschweren könnte und eine eventuelle Wiederkehr des Kabinetts Herriot verhindern würde.

Späte Einsicht

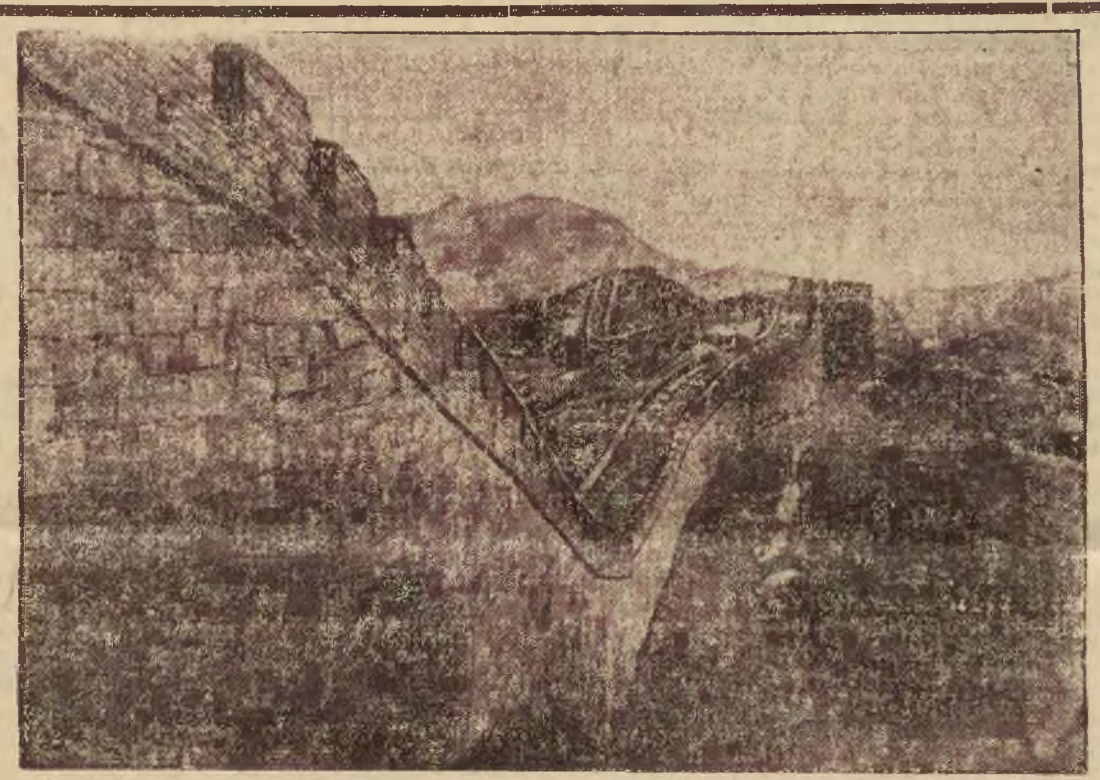
Washington. Der demokratische Senator Lohg erklärte am Freitag im Senat, der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg sei der größte Fehler gewesen, den die amerikanische Nation je gemacht habe. Alle Nationen, für die Amerika gekämpft und sein Geld ausgegeben habe, verdächtigten Amerika, daß seine Politik in den letzten 15 Jahren weiter nichts dargestellt hätte als ein Experiment mit Morganinvestierungen in Europa. Lohg erhob schließlich den Vorwurf, die amerikanischen Regierungen hätten in Europa und Asien imperialistische Politik getrieben. Amerika hätte niemals die Philippinen übernehmen sollen.

Sie wollte den Präsidenten aufmerksam machen

Warschau. Vor das königliche Schloß in Warschau kam kürzlich eine Frau mit einem Regenschirm gelaufen und schlug vier Fensterscheiben im Schlosse ein. Der wachthabende Polizist nahm sich der Unbekannten sofort an und brachte sie auf das Polizeikommissariat. Hier stellte es sich heraus, daß es sich um die K. Kopolowna handelt, die schon seit längerer Zeit arbeitslos ist. Im Verhör gab sie an, seinerzeit beim Präsidenten eine Eingabe über irgendwelche Vermögensverschuldung gemacht zu haben. Da diese Eingabe aber bisher noch nicht berücksichtigt wurde, wollte sie sich halt bemerkbar machen und schlug die Scheiben ein, damit man sich eben etwas mit ihrer Angelegenheit beeile. Die Verhaftete, die in Arrest gesteckt wurde, macht den Eindruck einer stark Nervenkranken.

Erschütternder Selbstmord einer Schülerin

Warschau. Morgens um 7 Uhr bemerkte der Hausmeister von der Moniuszki 2 in der Nähe seines Fensters im Souterrain eine Frau in einem Hauskleid liegen. Nicht weit davon lag die abgetrennte rechte Hand. Der Hausmeister schlug Alarm, so daß die Mieter zusammenliefen. Unter ihnen befand sich auch die Schauspielerin Lenska-Galczynska, die beim Anblick der Leiche ausrief: „Das ist Wladislawa“. Es stellte sich heraus, daß die Tote die 22jährige Waise und Studentin der Kunstakademie W. Koczmarczyk war, die seit Jahren bei Frau L. wohnte. Am letzten Montag war diese abends ausgegangen und hatte Fräulein K. allein zurückgelassen. Als Frau L. nach einigen Stunden zurückkam, war das Mädchen nicht in der Wohnung, obwohl Mantel, Hut und Tasche in ihren Plätzen hingen. Auf welche Weise das Mädchen verschwunden war, konnte sie sich nicht erklären, umsomehr, als sie einen Brief folgenden Inhalts fand: „Liebste Tante! Verzeiht mir, ich liebe Euch alle, aber das Leben ist mir verhaßt. Ich gehe ohne Reue. Das ist meinerseits niedrig, doch kann ich leider nicht anders“. Frau L. telephonierte sofort an alle Polizeiämter, Rettungsstationen und Spitäler. Da sie von niemandem Auskunft erhielt, wandte sie sich schließlich an den Hellseher Ossowiecki. Alles vergebens. Erst am Morgen fand dann der Hausmeister die Leiche. — Wie sich zeigte, war das Mädchen durch ein Fenster des 7. Stockwerkes gesprungen, wobei ihr durch den Aufprall der Arm abgerissen wurde. Die ganze Nacht lag der Leichnam da, ohne gesehen zu werden. Die Polizei nahm die Untersuchung auf.



Die chinesische Mauer soll Auto-Straße werden

Blick auf die Große Mauer, die gewaltige Verteidigungsanlage des alten China. — Die chinesische Mauer, eines der gewaltigsten Baudenkmäler der Welt, die vor etwa 600 Jahren zum Schutze gegen mongolische Nomadenherden errichtet worden war, soll jetzt zur Autostraße umgebaut werden. Diese Straße würde vom Gelben Meer bis nach Zentralasien führen und mit ihren Abzweigungen eine Gesamtlänge von 4000 Kilometer aufweisen. Die Maueranlagen sind so breit, daß darauf vier Wagen nebeneinander bequem Platz haben würden.

Holk der Narr

Roman von Arno Franz

14)

„Als unverheirateter Mann bist du Kapital, mein Sohn. Daran denke und verplempere dich nicht!“ hatte er seinem Einzigen auf eine leise Andeutung hin erwidert.

Und einigen Respekt hatte der Junge vor seinem Vater.

Auf Platz Nr. zwei der Tennisanlage spielte zur gleichen Stunde ein anderes Paar.

Rainer Reyher erkannte zu seinem Erstaunen in dem Manne, der da elegant und sicher die Bälle meisterte, Richard Weill, den Färbmeister der Firma Holk, der Ferien hatte und die ersten drei Tage noch in der Stadt verlebte, ehe er zu seiner alten Mutter nach Thüringen fuhr.

Der schönste Mann der Stadt! dachte Rainer ironisch und doch ärgerlich.

Es ärgerte ihn, daß Weill die bildhübsche Ellen Hippelt . . . die Tochter des Kommerzienrates Hippelt, als Partnerin hatte. Die ganze Stadt tuschelte von einem angeblichen Liebesverhältnis zwischen den beiden.

Im Hippeltschen Hause sollte es schon manches Donnerwetter gegeben haben, denn Papa und Mama Hippelt stemmten sich mit Händen und Füßen gegen diese „Mesalliance“.

Was fiel dem Färbmeister ein! Er war nur ein Angestellter seiner Firma, wenn auch ein hochbezahlter und qualifizierter, und als solcher durfte er sich doch nicht erdreisten, die Augen zu der schönen Ellen zu erheben.

Die Gesellschaft der kleinen Stadt aber stand seltsamerweise auf der Seite des Färbmeisters und wünschte dem Kommerzienrat eine Niederlage, denn Hippelt war in der ganzen Stadt so unbeliebt wie nur irgend möglich.

Er war ein schlechter Chef seinen Arbeitern und Angestellten gegenüber, weniger in der Lohnpolitik, da unterschied er sich nicht. Er zahlte den Tarif, wie es sich gehörte.

Nein, er war verhaßt, weil er in dem Arbeiter nicht den Menschen gelten ließ, weil er vergessen hatte, daß er vor fünfundvierzig Jahren selber am Webstuhl gestanden hatte.

Unter den „Spinnern“ aber war er unbeliebt wegen seines maßlos arroganten Wesens, seines Dünkels und seiner Schmutzkonkurrenz.

Hippelt war klein, dick, häßlich, im Gegensatz zu seiner besseren Hälfte, die ihn um Haupteslänge überragte und die Figur eines Gardedragoners hatte.

Aber im Geiste war Frau Kommerzienrat ganz das Ebenbild des Mannes.

Und diese beiden häßlichen Menschen hatten eine so bildhübsche Tochter.

Ellen war sie getauft, und sie und Mia Stein galten allgemein als die schönsten Mädchen der kleinen Stadt. Aber es war da ein Unterschied. Mia Stein war lebendiger, ihre Schönheit wirkte nicht so ins Auge springend, sie hatte nicht Ellens reizendes Puppengesicht, aber ihr persönlicher Charm sicherte ihr doch den ersten Platz.

Ellen war eine schlechte Spielerin.

Richard Weill wußte das, und er gab sich aus dem Grunde nicht unnütz Mühe, denn er kannte ihren Ehrgeiz und mochte sie nicht unnütz kränken.

Ellen war müde geworden.

Sie brach das Spiel ab.

Richard nickte gleichmütig und ging auf Ellen zu.

„Keine Lust mehr, Ellen?“

„Nein, mein Lieber! Ich bin noch etwas müde von gestern! Ach, das war wieder eine langweilige Gesellschaft!“

„Wie meist, Ellen!“

Sie mustert ihn plötzlich lange und eindringlich.

„Morgen verreist du?“

„Ja, du weißt es, zu meiner Mutter!“

„Wie lange willst du mich allein lassen?“

Er sieht sie herzlich an.

„Wie lange? Das kommt auf dich an, kleine Ellen!“ sagt er warm.

„Komm' bald wieder!“ bat sie. „Papa drängt mich, daß ich den jungen Schröder nehme!“

„Magst du ihn denn?“

„Ach du . . . wie kannst du so fragen! Weißt doch, daß ich nur dich will!“!

Richard seufzte. „Ja, aber was soll das werden! Du bist neunzehn Jahre alt, da haben wir das Vergnügen, noch zwei Jahre zu warten, denn deine Eltern werden nie die Einwilligung geben. Wir werden wider ihren Willen heiraten müssen, Ellen!“

Ellen nickte mit gesenktem Haupte.

„Was das bedeutet, weißt du, Ellen. Dein Leben wird eine andere Bahn einschlagen.“

Ellen schwieg weiter. Bis sie aufblickte und fragte: „Sag' Richard, ist es wahr, daß sich die kleine Arbeiterin aus eurer Fabrik . . . um deinetwillen umbringen wollte?“

„Ja!“

„Das ist interessant!“ Ellens Augen werden plötzlich groß und glänzend.

„Das ist traurig, Ellen! Ein Jammer ist es, daß so ein junges dummes Ding durch das dumme Herz zu diesem Schritt getrieben wird.“

„Ist es wahr, daß du sie im Krankenhaus besucht hast?“

„Ja, es ist wahr!“

„Das hättest du nicht tun dürfen, Richard, die Leute reden darüber!“

„Die Leute!“ spricht Richard wegwerfend. „Ich habe verlernt, mich um das Gerede der Leute zu bekümmern. Tu was du willst, die Leute reden doch!“

„Ich will aber nicht!“ trotzt Ellen auf. „Ich will nicht, daß du den Leuten Anlaß dazu gibst. Das bist du schließlich mir schuldig.“

Richard schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Kind, da irrst du dich! Ich habe nur die Möglichkeit so zu handeln, daß ich vor meinem Gewissen sauber dastehe, und das tue ich! Und damit mußt du zufrieden sein. Das Leben erlaubt es nicht, daß man immer den alten Trott geht und vor verstaubten Traditionen den Hut zieht. Ah — — — schau, mein Kind, wir werden gleich eine kleine nette Auseinandersetzung haben. Deine Frau Mama kommt!“

Ellen wurde blaß.

„Mama — — — nein, wie unangenehm!“

„Aber was denn! Mut, liebes Kind! Wenn wir uns lieben, dann darf uns nichts stören!“

Frau Kommerzienrat Hippelt trat heran.

Man sah ihr an, daß sie zorngeladen war, aber sie nahm sich zusammen, wollte keine Szene heraufbeschwören, denn Rainer Reyher saß unweit wartend auf seinem Stuhle und sonnte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung und Wissen

Der arme Scherz

Von Rudolf Felmayer.

Kanonier Matthias Scherz war einer der lustigsten Kameraden. An manchem Abend hockten die Soldaten um ihn im Kreis herum — die Chargen waren auch dabei — und er spielte ihnen auf der Mundharmonika vor oder sang Lieder aus der Heimat; nachher folgten derbheitere Gstanzln, deren Refrain von allen im Chor, unter Lachen und Johlen, mitgebrüllt wurde. Da hatten sie ganz an die Gegenwart vergessen: an den Krieg, an den italienischen Feind am drübern Ufer, der jeden Augenblick den Tod herübersenden konnte, an ihr viehisches Dasein und an den schweren Dienst bei der Batterie. Matthias Scherz, dieser mächtiggebaute, plumpe Kerl mit dem immer lächelnden Kindergesicht, half ihnen über all das hinweg; und doch waren manche, die ihn insgeheim beneideten, weil er dies vermochte. Aber im allgemeinen war Scherz sehr gut gelitten, wurde im Dienst nie sekiert und so ging es ihm verhältnismäßig ganz annehmbar. Ja, das war die gute Zeit vom Matthias Scherz. Bis ganz unversehens ein großes Mißgeschick über ihn kam.

Eines Tages, an einem wunderschönen Frühlingsmorgen, hockte Scherz selig und andachtsvoll auf der Latrinenstange (Sitzbretter gab es für die Mannschaft nicht) und war ganz in das Wohlgefühl seiner Tätigkeit eingesponnen. Da plötzlich, wie vom Himmel gefallen, schlug eine Granate ausgerechnet hinter Scherz in die Scheißgrube ein. Vom Luftdruck des niedersausenden Geschosses beschwingt, flog er in großem Bogen, wie ein Vöglein, von der Stange ab. Glücklicherweise war's ein Blindgänger, da die Granate auf weiches Terrain aufgefallen war; aber dafür wurde der ganze Inhalt der Grube hochgeschleudert und dem inzwischen gelandeten Scherz schien es, als ob Pech und Schwefel auf ihn niederregneten. In unbeschreiblichem Zustand langte er später bei der Batterie an. Alles Waschen, Putzen und Reiben half nicht wesentlich, denn die jauchegesättigte Montur machte die Anwesenheit von Scherz auf viele Meter ruchbar.

Die Folgen dieses Geschehnisses waren für Scherz sehr traurige. Die Kameraden hielten sich die Nase zu, wenn sie ihn nur von weitem sahen, und, sobald er sich jemandem nähern wollte, gab es Geschimpfe oder Spottreden. „Das nächste Mal zieh dir Windeln an“, oder „Gut, daß keine Geier in der Gegend sind, sie könnten dich für ein Aas halten.“ Die ganze tückische, neidische und boshafte Grausamkeit dieser zur Entmenschtheit gedrillten Horde wandte sich nun gegen den armen Teufel. Jetzt mußte er es ihnen entgelten, daß sie sich früher von ihm belustigen und helfen hatten lassen. Zuerst nahm Scherz sich und sein eigenes Schicksal komisch, aber als es immer ärger wurde, kam ein hilflos erstaunter, weinerlich bitterer Zug in sein Kindergesicht. Er war doch wirklich an seinem Mißgeschick ganz und gar unschuldig. Es gab kein Singen und Harmonikaspielen mehr, er war von jeder Kameradschaft ausgeschlossen und litt wie ein Tier, das sich von seiner Herde verlaufen hat. Früher war er bei der Geschützbedienung eingeteilt, aber da ihn jetzt niemand in der Nähe haben wollte, beorderte ihn der Geschützfeuerwerker als Fahrkanonier zum Stalldienst. Unter den fremden, stillen Tieren kam er sich noch trostloser und elender vor. Er wußte sich auch degradiert, denn jetzt hatte er den schmutzigsten und gemeinsten Dienst zu leisten: mußte die Pferde striegeln, den Kot vom Stroh aufklauben und den Urin der pissenden Pferde in Eimern auffangen. Nach einiger Zeit verflüchtigte sich wohl die penetrante Ausdünstung der Montur — aber das Vorurteil gegen Scherz war geblieben. Und es wurde immer noch schlimmer. Wenn der Menagewagen kam und sich die Soldaten zur Fassung anstellten, duldeten sie ihn nicht mehr dabei: „Scherz beiseite, du verstinkst uns ja das Essen“, hieß es und er mußte abseits warten, bis alle gefaßt hatten. Dann erst kam er daran und erhielt nur mehr die flachsigen, fast ungenießbaren Reste, den dreckigsten Satz von Tee und Kaffee. Einmal kam er etwas später zur Fassung, da ihm die Qual, immer wieder die höhnischen Gesichter und spöttischen Zurufe seiner Kameraden erleben zu müssen, bereits unerträglich war. „Jetzt kommst du“, schnauzte ihn der Menagekorporal an, „das hättest du dir früher überlegen müssen, jetzt ist nichts mehr da. Fahr ab!“

Da entschloß er sich und ging zur Rechnungskanzlei, klopfte an und öffnete zaghaft die Tür. „Draußen bleiben!“, brüllte ihn der Rechnungsfeldwebel Schaiblinger an, indem er ihm wild sein kupferrotes, glotzäugiges Bulldoggengesicht zuwandte, „ich brauche deinen Gestank nicht im Zimmer!“ „Bitt gehorsamst — ich komm nicht hinein — ich bleib an der Tür stehn — aber ich hab was Dringendes zu bitten“ stammelte Scherz. „Also schnell!“ Schaiblinger war gerade mit der Pflege seines dicken, roten, hochgezwirbelten Schnurrbartes beschäftigt, dessen unwiderstehlicher Schmiß stets seine Hauptsorge war. Scherz schluckte und wußte nicht recht wie anfangen. Dabei äugte er begehrlich zum Kanzleitisch hin, auf dem allerlei gute Sachen, wie Sardinenkonserven, Fleischspeck, ein ganzer Laib Brot, Obst und Zigaretten herumlagen. „Wird's bald“, fuhr der Rechnungsfeldwebel den in Betrachtung versunkenen Scherz an. „Bitt gehorsamst, Herr Feldwebel, könnt ich — könnt ich — eine neue Montur haben?“ „Waaas!“ Du bist nicht ganz beinander! Eine neue Montur! Haha!!“ „Ich möcht aber doch schön bitten“, wandte Scherz ein. „Du Schweinehund, willst jetzt noch eine neue Montur verstinken! Man sollte dich überhaupt als Gasgranate zu den Italienern hinüberschießen.“ Und Schaiblinger gröhlte über seinen eigenen Witz. „Fahr ab, aber und schon!“ Scherz stand da, hatte den Kopf auf die linke Seite geneigt, ließ ihn auf die Brust fallen und schlenkerte verlegen mit Schultern und Armen. Er schämte sich grenzenlos und war tief verzweifelt. „Abfahren sollst du, hast du nicht gehört? Sonst kannst du meine Stiefelgröße an deinem Arsch anmessen!“ Mit einem letzten, sehnsuchtsvollen Blick auf die Speisen am Kanzleitisch ging Scherz.

Dann verkroch er sich in den Stall, warf sich auf einen Strohhaufen und heulte lange und genußvoll. Nachher war sein Herz etwas ruhiger, aber der Hunger quälte ihn. Es war ihm schlecht vor Hunger. Immer wieder sah er vor sich die feinen Speisen am Kanzleitisch des Rechnungsfeldwebels und diese Bilder machten seine Marter schier unerträglich. Bei der Abendfassung gab's nur Tee und Rum. Das regte den Appetit noch mehr an. Er mußte den Pferden Heu bringen und sah ihnen neidisch verzweifelt beim Fressen zu. In seinem Elend stopfte er sich Heu in den Mund und versuchte es zu kauen. Das ging nicht und er spie es wieder aus. Plötzlich gab es einen Krach im Stall. Ein wahnsinniger Schrecken erfaßte ihn und er bebte an allen Gliedern. Das Sattelzeug des Batteriekommandanten war von der Wand gefallen, da sich der Wandnagel, an dem es hing, gelöst hatte. Das war alles. Er aber konnte sich lange Zeit von seinem Entsetzen gar nicht erholen und blieb zusammengekauert mit schreckensstarren Augen in einer Ecke hocken. Warum fürchtete er sich? Er konnte es sich selber nicht erklären. Kam es vom steten Alleinsein, vom Hunger, vom vielen Leid? Schließlich ermannte er sich, holte von draußen einen großen Stein und ging daran, den Nagel wieder in die Wand zu schlagen. Es gelang ihm nicht gleich, der Nagel stieß immer wieder auf Ziegeln und erst beim sechsten Male hielt er fest. Dann hängte Scherz das Sattelzeug wieder auf.

Es war bereits Nacht, aber Scherz konnte nicht schlafen. Der Hunger war unerträglich. So oft ein Pferd im Schlaf aufstampfte, glaubte er, das Sattelzeug würde wieder von der Wand fallen und davor hatte er eine unsinnige Angst. Es war nicht mehr auszuhalten.

Er stand auf, verließ den Stall und ging ins Dunkel hinaus. Unversehens stand er vor der Rechnungskanzlei und wußte gar nicht, wie er hingekommen war. Wieder sah er vor sich Sardinenkonserven, Speck, Brot ... Der Raum war dunkel, Feldwebel Schaiblinger mußte bereits schlafen. Leise öffnete Scherz die Tür. Dann tastete er sich im dunklen Zimmer weiter. Da fühlte er etwas in seiner Hand — es war ein Viertellaib Brot. Gierig stopfte er sich das Brot in den Mund. Ein warmes, unbeschreibliches seliges Gefühl überkam ihn dabei. In diesem Augenblick blitzte ihm ein Lichtkegel ins Gesicht. Im Bett saß halbaufgerichtet Feldwebel Schaiblinger und leuchtete ihn mit seiner Taschenlampe an: „Diebsgauner, verdammter!“, und Schaiblinger sprang mit einem Satz aus dem Bett. Scherz war aber schon draußen und lief, was er laufen konnte. „Kameradschaftsdiebstahl!! Morgen laß ich dich erschießen!!“, brüllte ihm der Feldwebel nach. Schaiblinger war ganz außer sich! hastig zog er sich an, um den Dieb zu verfolgen.

Die ganze Umgebung durchsuchte er, lief zu den Batterieunterständen, weckte die Soldaten auf, forschte in den nächstliegenden Bauernhäusern nach — aber nirgends war Scherz zu finden. Je länger Schaiblinger umsonst suchen mußte, desto wilder wurde er; der Schweiß rann an ihm herunter; vor Wut, Ueberhast und Anstrengung. Da fiel ihm ein: vielleicht ist er im Stall. Und er lief zum Stall, riß die Tür auf und stürmte hinein. Zuerst konnte er gar nichts sehen, denn die Stallampe war vorschriftsmäßig ausgelöscht. Nur durch die Mauerluken sickerte spärlicher Mondschein. Als sich seine Augen an dieses Graudunkel gewöhnt hatten, erblickte er eine Gestalt an die Hinterwand des Stalles gelehnt. „Scherz, bist du's?!“ schrie der Feldwebel. Die Pferde, aus dem Schlaf geschreckt, stampften und wieherten. Es war tatsächlich Scherz. Seine Gestalt zeichnete sich schwarzmassig von der Mauer ab. Er gab keine Antwort und hielt nur den Kopf etwas linksseitig zur Brust gesenkt. Mit den Schultern und Armen schlenkerte er ein wenig, wie in grenzenloser, elendester Verlegenheit. „Ah, da bist du ja, du Schweinehund!“, keuchte triumphierend Schaiblinger und stürzte auf ihn los. Einen Schritt vor Scherz stutzte er plötzlich, taumelte zurück und schrie in kläglichem Schrecken auf: „Jesusmaria ...!!“

Am Nagel für das Sattelzeug, ganz dicht über dem Boden, baumelte Scherz mit einem Pferdehalfter um den Hals.

Telefongespräch mit Trotzki

Diese Geschichte hat sich vor vielen, vielen Jahren zugetragen. Wenn ich nicht irre, im Jahre 1924, als die Politik des „Nep“ sich in ihrem ganzen üppigen Umfang entfaltete. Mit dem „Nep“ hat sie sozusagen nicht den geringsten Zusammenhang. Es soll hier bloß von einem lustigen Abenteuer berichtet werden, von einer Geschichte, die ihre Entstehung der Angst von einigen Umständen verdankt. So höret denn, meine bleichgesichtigen Bürger!

Es war in Moskau, in der Wohnung des Tscherwonzew, Egon Mitrofanytsch. Vielleicht ist auch Ihnen dieser Moskauer Genosse mit der Visage eines freien Berufes bekannt. Er gab an einem Samstag einen Gesellschaftsabend. Ohne jeden Grund. Einfach so, um sich zu zerstreuen.

Es kamen vorwiegend junge Leute. Sozusagen angehende Weise, Hitzköpfe, und gleich erhoben sich energische Diskussionen, heftige Debatten. Einer der Gäste sagte etwas über das Buch des Genossen Trotzki. Ein anderer pflichtete ihm bei. Ein dritter meinte: „Das ist überhaupt Trotzkismus.“

Da äußerte sich ein vierter: „Ja,“ sagt er, „das ist so, vielleicht aber ist das auch nicht so. Und überhaupt, meinte er, „es ist noch unbekannt, was Genosse Trotzki selbst unter diesem Wort Trotzkismus versteht.“

Nun erhob sich ein anderer Gast — eine Frau. Genossin Anna Sidorowa sagte erbleichend: „Genossen! Ginge es nicht, daß wir Genossen Trotzki anrufen? Was? Und bei ihm Rat einholen?“ — Die Gäste wurden plötzlich mäuschenstill. Alle blickten auf den Telephonapparat. Genossin Sidorowa erbleichte noch mehr und fuhr fort: „Werden mal den Kreml anrufen und Genossen Leo Trotzki an den Apparat bitten. In dringender Angelegenheit ...“

Es entstand ein Tumult. Stimmen wurden laut: „Sehr richtig ... Stimmt! Ausgezeichnet ... Wollen einfach anrufen und fragen ... Es handelt sich um das und jenes. Leo Dawidowitsch ...“ Alsbald erhob sich der energische Genosse Kulakowitsch und ging mit unerschütterlichen Schritten auf den Apparat zu: „Das werden wir gleich haben.“ Er hob den Hörer ab und sagte: „Seien Sie so freundlich ... Bitte, verbinden Sie mich mit dem Kreml ...“

Die Gäste hielten den Atem an und umringten den Apparat. Genossin Sidorowa wurde immer bleicher. Sie ging in die Küche, frische Luft zu schnappen.

Indessen versammelten sich sämtliche Insassen der Wohnung in Tscherwonzews Zimmer. Es kam die Hausfrau Darja Wassiljewna Pilatowa, blieb an der Tür stehen und harrte mit Herzensruhe der Entwicklung der Ereignisse.

Und die Ereignisse entwickelten sich mit unheimlicher Eile. Der energische Genosse Kulakowitsch sagte: Seien Sie so freundlich, bitten Sie Genossen Trotzki an den Apparat .. Was?“ — Nun sahen die Gäste, daß Genosse Kulakowitsch sich verfärbte. Mit verwirrtem Blicke schaute er die Anwesenden an, preßte die Telephonmuschel zwischen die Knie, damit kein Laut hineindringe, und lispelte: „Was soll ich antworten? ... Man fragt, — in welcher Angelegenheit? Wer ist am Apparat? ... Wahrscheinlich sein Sekretär ...“

Die Gesellschaft prallte vom Telephon zurück. Jemand sagte: „Antworte: von der Redaktion. Von der Redaktion der Izwestia“ ... So sprich doch, du Esel ...“

„Von der Redaktion „Izwestia“, sagte Kulakowitsch dumpf. „Wie meinen? In Angelegenheit eines Leitartikels.“

Jemand sagte: „Einen feinen Brei habt ihr euch eingebrockt. Jetzt werdet ihr ihn schön auslöffeln müssen.“ — Die Hausfrau, Darja Wassiljewna Pilatowa geriet außer Rand und Band. Sie schrie: „Hilfe! Zugrunde gerichtet habt ihr mich, ihr Schurken. Was geschieht nun? Hängen Sie den Hörer an! Ich erlaube nicht, daß man in meiner Wohnung mit dem Führer des Proletariats spricht ...“

Genosse Kulakowitsch sah die Gesellschaft mit trübem Blick an und hängte den Hörer an. Wieder trat im Zimmer schauerliche Stille ein. Einige der Gäste erhoben sich leise und gingen nach Hause. Die zurückgebliebene Gesellschaft saß ungefähr fünf Minuten regungslos.

Auf einmal läutete das Telephon. Kurz entschlossen ging der Wohnungsinhaber selbst, Herr Tscherwon-
ging der Wohnungsinhaber selbst, Herr Tscherwonzew, auf
den Apparat zu und hob den Hörer ab. In der Telephonmuschel donnert eine Stimme: „Wer hat den Genossen Trotzki angerufen? In welcher Angelegenheit?“

„Falsche Verbindung,“ sagte Tscherwonzew. „Niemand hat angerufen — — — Verzeihung — — —“

„Keine faulen Ausreden! Sie haben sich mit dem Kreml verbinden lassen.“ — Die Gäste eilten in das Vorzimmer. Ohne einander anzuschauen, zogen sie sich schweigend an und verließen die Wohnung des Gastgebers. Und niemand kam auf den Gedanken, daß es sich hier um einen Schabernack handelte. Davon erfuhr man erst am nächsten Tage. Einer der Gäste legte ein Geständnis ab. Er hatte sich nach dem ersten Gespräch aus dem Zimmer gedrückt und von der nächsten Telephonzelle aus angerufen.

Genosse Tscherwonzew war ihm sehr böse. Er wollte ihn sogar windelweich schlagen. (Deutsch von Borissoff.)

Das hat noch gefehlt! Den zweifelhaften Ruhm, die neueste Steuer erfunden zu haben, darf die Gemeinde Hohenstedt in Mähren beanspruchen. Dort werden seit kurzem sämtliche Singvogel besteuert und zwar kostet eine Nachtigall ihren Besitzer 100 Kronen jährlich, eine Drossel 50, ein Fink 20 und ein Zeisig 10 Kronen.

Rätsel-Ecke

Illustriertes Box-Puzzle



Je vier stark umrandete Bildchen, deren Anfangsbuchstaben zu erraten sind, gehören zu einer Gruppe zusammen. Die einzelnen Buchstabengruppen sind alsdann ohne Veränderung der senkrechten bezw. waagerechten Buchstabenreihenfolge so in passende Winkelumrandungen der unteren Figur einzutragen, daß die Buchstaben der waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1—1 Verwandte; 2—2 Männername; 3—3 Behälter; 4—4 Wasserfahrzeug.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Marburg, 7. Kali, 8. Niet, 10. Perle, 11. Nomen, 13. Ulk, 14. Spa, 16. See, 17. Scheu, 19. Peru, 20. Du, 21. Wo?, 22. Karo, 26. Lenz, 29. Ida, 30. Raa, 32. Bei, 33. Netze, 35. Steig, 37. Reis, 38. Tand, 39. Notlage. — Senkrecht: 1. Marke, 2. All, 3. Ries, 4. Unna, 5. Rio, 6. Gemse, 7. Kelch, 9. Teer, 10. Puschkin, 12. Neunzig, 15. Po, 18. Ude, 19. Pol, 23. Ader, 24. Raten, 25. Ja, 27. Ebene, 28. Neid, 30. Rest, 31. Asta, 34. Zio, 36. Tag.

Bekehrung zum Radio

Ich komme mit meiner Weisheit verspätet — aber da kann man nichts machen. Um es kurz herauszusagen, ich habe auch schon ein Radio. Ich kann das Ding noch nicht beim rechten Namen nennen, verwechsle die Antenne mit dem Turbogenerator, nein, beim Radio gibt es ja gar keinen Turbogenerator, sondern einen Akkumulator, nicht wahr? Und ich habe überhaupt keinen Akkumulator, weil ich nur einen Detektor besitze, und der ist ja ganz einfach.

Einfach ist zu viel gesagt. Die Sache sieht nur einfach aus. Im Grunde aber ist sie beinahe mystisch. Ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich mich lange vor dem Radio fürchtete und es absolut nicht ins Haus lassen wollte. Man kann sich keine größere Dummheit vorstellen als die meine. Ich sehe nämlich jetzt, daß ich mich längst schon damit beschäftigte, daß ich es Tag und Nacht einatmete, daß es sich von allen Seiten herandrängte, mich von Kopf bis Fuß, von der Haut bis zum Magen durchsetzte, kurz, daß ich von allen möglichen Wellen erfüllt war und keine Ahnung hatte, daß mir die Glocken von St. Paul in London in den Ohren klangen, wenn ich Glockengeläute hörte.

Wenn mir vor einem halben Jahre jemand sagte, mein Bett sei davon erfüllt, so lachte ich hell auf und hielt ihn für einen Radionarren. Heute sehe ich, daß ich mich von dieser wunderbaren Tatsache längst überzeugt hätte, wenn mein Gebiß aus Messing wäre. Es genügt, daß man einen Draht an mein Messingbett befestigt, einen zweiten längs der Wasserleitung in die Erde führt, und schon sind wir überzeugt. Schon sind wir besessen.

Ich begreife immer noch nicht, was meine Skepsis eigentlich hervorgerufen hat. Es ist noch gar nicht lange her, daß ich verächtlich erklärte, das Radio sei so etwas wie das Grammophon und ich könne sehr gut ohne diese Einrichtung leben. Die Begeisterung, die das Radio überall auslöste, benannte ich Fieber, behauptete, es werde bald nachlassen. Es hat doch schon die verschiedensten derartigen Leidenschaften gegeben, angefangen vom Briefmarkensammeln bis zur Jazz. Ich wollte, gleich unseren hartköpfigen Vorfahren, die seinerzeit keine Eisenbahn betreten wollten und nur der Postkutsche Treue schworen, eine stolze Gleichgültigkeit gegen das Radio bewahren. Aber das Radio war stärker als meine Verachtung. Heute, kaum daß es einen Tag auf meinem Tische steht, verkünde ich, nachdem ich den Hebel gehoben habe, den Ruhm dieser neuen Macht und huldige ihren Pionieren. An der Spitze dem Herrn Marconi. Wir haben gelernt, daß hundertprozentige Unnachgiebigkeit und hartnäckige Anhänglichkeit an der Tradition den Menschen auch nachteilig werden kann und daß so manche Rückständigkeit nur ein Produkt geistiger Kurzsichtigkeit und träger Liebe zu gewohnter Bequemlichkeit ist.

Wie steht es eigentlich mit dieser Bequemlichkeit? Gibt es auf der Welt etwas Bequemeres als dieses unscheinbare Kästchen, das uns ein ganzes philharmonisches Orchester ins Zimmer bringt, Theatervorstellungen, Vortragszyklen, Sprachkurse, denen wir sonst bei schlechtem Wetter Meilen Weges nachlaufen müßten, Zeit und Geld verlören, um schließlich todmüde nur mit halben Ohren zuzuhören?

Und doch ist es ein neuer Angriff auf unsere Seele. Doch muß unsere Seele schneller ausschreiten, denn dieser kleine Vermittler gibt ihr so zahlreiche neue Aufgaben, daß sie sich tüchtig umtun muß, um ihnen nachzukommen.

Der Witz liegt darin, daß ich seinerzeit nicht zu einem Vortrag über das Obsteinsieden gegangen wäre. Wäre die Einladung noch so herzlich gewesen, ich hätte sie brüsk abgelehnt. „Verzeihen Sie, die Geschichte interessiert mich nicht, ich habe für derlei keine Zeit." Heute, wo mir der Vortrag über das Obsteinsieden ins Haus geliefert wird, lausche ich wie gebannt. Ich behaupte sogar, daß er sehr viel Belehrendes enthält, das man sehr dankbar anhören kann. Der Tag ist nicht länger geworden, die Stunden nicht zahlreicher, man muß nur das Tempo beschleunigen, um trotz der alten Pflichten auch diese zu bewältigen. Und es geht. Das Radio zwingt den Menschen, mit der Zeit zu sparen. Es bereichert das Leben. Es erweitert den Horizont, weitet den Blick, reißt Mauern nieder, überwindet das harte Diktat der Zeit, gibt den Menschen neue Hoffnungen und stärkt den Optimismus.

Früher dachte ich: es ist gerade gut genug für die Leute auf dem Lande. Wir in der Stadt brauchen so etwas nicht. Wir haben Konzerte, die Oper, Vorträge, Vorlesungen, und alles im Original. Aber das ist nicht wahr. Wie viele Konzerte hat man hören können? „Ich habe keine Zeit, ich muß arbeiten!" Jetzt aber arbeite ich — es ist Mitternacht —, schreibe dieses Bekenntnis meines neuen Glaubens und höre dabei den Ansager. Dieser sagt: „Es folgt eine spanische Serenade." Ich lausche bei der Arbeit einer spanischen Serenade. Früher war meine Stirn meist voller Falten, jetzt lächle ich und summe ein Lied. Du lieber Gott, wie lange hörte man mich nicht singen? Warum sollte man ein finsteres Gesicht machen, wenn es so viele nette Musik auf der Welt gibt? Man braucht sie nur zu hören und die Welt hat gleich eine andere, hellere Farbe.

Wir saßen beispielsweise da, ich und meine Frau, und besprachen, in welchem Winkel des Gartens wir heuer die Feuerlilien setzen sollten. Mitten im Gespräch fragte meine Frau: „Wie alt war Beethoven als er starb?" Wie kann der menschliche Geist mit einem Ruck von den Feuerlilien zu Beethoven gelangen? Wie kommt es, daß man vom Alltag plötzlich bei Beethoven ist, von dem gar nicht die Rede war und der hinterrücks in unser Hirn gelangte. „Wie aus der Luft gegriffen!" — „Sehr richtig gesagt." Wir dachten dabei gar nicht an die Radiowellen, die gerade eine bekannte Beethoven-Melodie aus Berlin sandten. Sind sie es wirklich, die uns wie Wärme durchfluten, uns wie Röntgenstrahlen durchdringen und manche unserer Bewegungen leiten, die wir unwillkürlich nennen, uns eine Idee eingeben, die wir Inspiration heißen?

„Einen Tag hat er das Radio im Haus und schon ist er völlig besessen", sagen die Menschen. Sehr richtig, ich bin besessen. Die anderen haben es eben schon hinter sich.

Die geheimnisvolle Oase

Der jähe Tod des Forschungsreisenden Sir Robert Clayton, der, wie man glaubt, an den Folgen einer in der Libyschen Wüste erlittenen Infektion gestorben ist, ruft seinen kühnen Versuch, die sagenhafte Oase Zarzura mit dem Flugzeug ausfindig zu machen, in die Erinnerung. Im Frühsommer dieses Jahres hatte er gemeinsam mit dem Grafen Almasy von Dakla, der westlichsten ägyptischen Oase, aus eine Forschungsflüge über die etwa 500 Kilometer weit sich ausbreitende Sandwüste unternommen. Die beiden Flieger sahen und photographierten ein weites Tal, das eine große Anzahl von Akazienbäumen aufwies. Da die Libysche Wüste in dieser Gegend sonst allen Pflanzenwuchses ermangelt, glaubten sie, das Vorhandensein der Bäume nur durch eine vielleicht nahe unter der Oberfläche verlaufende Quelle erklären zu können, und meinten, die sagenhafte verlorene Oase Zarzura entdeckt zu haben. Die große Hitze machte leider eine Landung unmöglich, so daß genauere Nachforschungen auf den kommenden Winter verschoben werden mußten. Ob es sich hier in Wahrheit um eine richtige Oase gehandelt hat, die sie gesichtet haben, ist noch zweifelhaft. Die arabischen örtlichen Sagen wissen von einer so her zu berichten, und die Geschichtsschreiber dieses Volkes erzählen von einer wundervollen Stadt inmitten einer herrlichen Umgebung, wo ein Menschenstamm, vollkommen abgeschlossen von der Außenwelt, seit den Tagen der Perser gelebt hat. Doch auch die benachbarte Oase Kufra, die erst kürzlich durch die Italiener von den Senussis erobert wurde, lebte lange Jahre in der Vorstellung der Araber als eine Traumstadt mit goldenen Dächern, bis die ersten Forschungsreisenden, die sie kurz nach dem Kriege entdeckten, Ahmed Hassanein Bey und Rosita Forbes, in ihr nichts anderes als eines der gewöhnlichen Oasendörfer mit der gleichen Mischbevölkerung, wie sie die benachbarten Oasen aufweisen, fanden. Seit Kriegsende haben Automobilisten in die Wüste das Vordringen einigermaßen erleichtert, aber die gewaltigen Sanddünen, die sich 500 Kilometer weit westlich von der Dakla-Oase erstrecken, bilden auch für sie ein beträchtliches Hindernis. Immerhin hat man festgestellt, daß sich diese Dünen in geraden Linien vom Norden her erstrecken und daß zwischen ihnen Kiestäler verlaufen. Im Jahre 1922 ist der Prinz Kamel el Din Hussein mit einer Expedition bis 30 Kilometer weit in diese Sandwüste vorgedrungen und ist bei weiteren Unternehmungen in den beiden Folgejahren auf den Lagerplatz des deutschen Forschers Regenfeldt gestoßen, der hier 1879 wissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen hat. Der wichtigste Fund, den Prinz Kamel el Dins Expedition zu verzeichnen hatte, war eine Trümmerstätte von Wasserkrügen, 250 Kilometer westlich von Dakla, die man eine Zeitlang für Ueberreste von dem Perserzuge des Königs Kambyses aus der Zeit um 500 v. Chr. hielt. Es stellte sich dann heraus, daß solche Krüge in Aequatorial-Afrika vor zwei- bis dreihundert Jahren erzeugt wurden. Aus den gewaltigen Anhäufungen von Flugsand, die sich während eines Menschenalters in den Oasen von Karga und Dakla angesammelt haben, läßt sich folgern, daß eine schmale, tiefe Einsenkung in der normalen Höhe der Wüste in einem Jahrhundert ausgefüllt wäre. Wenn also Zarzura jemals in Wirklichkeit vorhanden gewesen ist, müßte es heute 300 Meter tief unter dem Sande liegen. Vielleicht wird die Wanderung der Dünen nach dem Süden es wieder einmal ans Tageslicht bringen. Ob dann aber auch goldene Minarette freigelegt werden, ist sehr zweifelhaft.

Mona Lisas Lächeln

Vor 20 Jahren wurde das weltberühmte Werk gestohlen — Wie man es wiederfand
Lionardo malte vier Jahre daran

Es sind jetzt zwanzig Jahre her, als eines Tages die Schreckenskunde durch die Welt ging, daß das weltberühmte Bildnis der Mona Lisa von seinem Platz im Louvre gestohlen worden sei. Der Aufseher hatte das Fehlen des Bildes schon zwei Tage vorher bemerkt, da es aber bisweilen vorkam, daß ein Bild in das photographische Atelier des Louvre gebracht wurde, so meldete er den Vorfall nicht. Erst als das Bild auch nach zwei Tagen nicht zurückgebracht war, erstattete er Meldung. Der Dieb hatte also einen gewaltigen Vorsprung. Da die Mona Lisa eines der kostbarsten Werke ist, die sich überhaupt im Louvre befanden, war die Erregung ungeheuer, und für denjenigen, der den Dieb ausfindig machte oder das Bild zurückbrächte, wurden Prämien bis zu 100 000 Goldfranken ausgesetzt. Es war völlig rätselhaft, wer dies Bild genommen haben könnte, da es ja, weltbekannt wie es war, unmöglich sein mußte, es zu Geld zu machen. Die verschiedensten Vermutungen wurden aufgestellt, und die meisten neigten dem Glauben zu, daß ein Geisteskranker das Bild gestohlen haben, den das Lächeln der Mona Liesi so bezaubert hätte, daß er es nicht mehr missen konnte. Man nahm an, daß er seinen Schatz versteckt hätte, um sich allein an diesem Lächeln zu erfreuen, und es wurde befürchtet, daß das Bild überhaupt nicht wieder zu Tage kommen werde. Aber das Merkwürdigste war, daß die Mona Lisa wiederkam. Zwei Jahre nach ihrem Verschwinden meldete ein Italiener der französischen Botschaft in Rom, daß er wisse, wo die Mona Lisa sich befinde. Er werde das Bild wieder beschaffen, wenn man ihm die Prämie von 100 000 Franken auszahle und sich verpflichte, den Dieben nicht nachzuspüren. Dies Versprechen wurde gegeben, und der Mann erzählte daraufhin, daß er Kunsthändler sei und daß ihm das Bild zur Aufbewahrung übergeben wurde von einem Manne, dem er Stillschweigen versprochen habe. Es zeigte sich, daß es wirklich die echte Mona Lisa war, die dann in den Louvre zurückgeschafft wurde. Jetzt aber steht ein Aufseher in unmittelbarer Nähe, damit nicht noch einmal jemand um dieses Lächeln willen zum Diebe wird. Jedenfalls wurde damals wochen- und monatelang von nichts anderem gesprochen als von dem Diebstahl der Mona Lisa.

Das berühmte Gemälde ist eines der wenigen gut erhaltenen Bilder von Lionardo da Vinci. Als er es fertiggestellt hatte, erregte es das größte Aufsehen, war es doch damals etwas Ungewöhnliches, einen lächelnden Menschen zu malen. Lionardo selber schildert die Vorgänge bei dem Malen dieses Bildes in einem kleinen Manuskript, das sich im Ambrosianischen Museum in Mailand befindet.

Lionardo war im Jahre 1500 nach Florenz gekommen, nachdem er viele glückliche Jahre in Mailand im Dienst der Sforzas verlebt hatte. Dann aber wurde die Stadt von den Franzosen erobert, und Lionardo begab sich erst nach Mantua, dann nach Venedig und schließlich nach Florenz. Hier traf er Mona Lisa, die Gattin Francesco del Giocanda. Lisa del Gioconda war keineswegs eine der Schönheiten der Stadt, aber ihr Lächeln fesselte den Künstler, so daß er auf die Bitte ihres Mannes, sie zu malen, einging. Es war ein rätselhaftes Lächeln, das auf die verschiedenste Weise ausgedeutet wurde. Die einen hielten es für den Ausdruck eines stillen, innerlichen Glückes, die andern sahen Schwermut oder Weltverachtung darin. Lionardo machte es sich zur Aufgabe, dies Lächeln auf die Leinwand zu bannen. Aber es war nicht leicht, den Ausdruck der Augen zu einer Uebereinstimmung mit dem Lächeln zu bringen. Immer von neuem begann er das Bild, aber immer schien es ihm, als würde es zu einer Grimasse oder als fehlte seine rätselvolle Schwermut. Er verlor aber die Geduld nicht; er kannte solche Schwierigkeiten von seinen früheren Arbeiten her, aber er merkte, daß es der Frau schwer fiel, immer wieder in der gleichen Stellung und mit dem gleichen Gesichtsausdruck dazusitzen. Da versuchte er sie durch lustige Geschichten aufzuheitern. Als er keine mehr wußte, ließ er einen Mandolinenspieler kommen, der bei der Arbeit spielen und singen mußte, dann holte er einen Puppenspieler mit seinen Puppen und einen Gaukler mit dressierten Hunden. Einmal kam ein Fremder unangemeldet in Lionardos Atelier und fand den Künstler vor der Staffelei, Mona Lisa auf dem Podium, während der Mandolinenspieler ihr zu Füßen saß, ein Akrobat stand Kopf, ein Affe machte Kunststücke, ein Puppenspieler ließ seine Puppen tanzen, und Mona Lisa lächelte! Vier Jahre lang malte Lionardo an ihrem Bilde, dann endlich war er zufrieden. Er hatte das Lächeln eingefangen und festgehalten, an dem eine Generation nach der andern herumrätseln sollte.

Wie das berühmte Gemälde eigentlich nach Frankreich gekommen ist, weiß man nicht genau, und lange Zeit wurde behauptet, daß das Gemälde, das im Louvre ausgestellt ist, überhaupt nicht das Original ist, sondern daß es sich nur um eine Kopie handelt. Diese Behauptung fand viel Glauben in einer Zeit, als im Louvre gerade zahlreiche Fälschungen nachgewiesen wurden. Es kam auch zu einem Prozeß, aber die Behauptung konnte nicht aufrechterhalten werden. Haltbar wäre der Verdacht nur gewesen, wenn es wirklich gelungen wäre, das Original, das sich den Gerüchten nach in Amerika befinden sollte, zur Stelle zu schaffen. Aber es ist anzunehmen, daß nur im Louvre dieses Lächeln einer Frau zu sehen ist, das nur vom Original in seinem ganzen Zauber ausstrahlt und von dem irgendwelche Kopien oder Vervielfältigungen des Bildes nur einen ganz schwachen Schimmer ahnen lassen.

H. K.



Eine schwedische Weihnachtsfeier in Berlin

In der schwedischen Kolonie in Berlin veranstalteten die Kinder von in Berlin lebenden Schweden eine stimmungsvolle Weihnachtsfeier, bei der sich die jungen Nordländer in den hübschen Volkstrachten Skandinaviens zeigten.

Die Flucht

Vorn läutete es zweimal heftig an der Flurtür. Eine erregte Männerstimme schrie: „Oeffnen, Polizei . . .!" Der Mann, der in einem Zimmer der leeren Wohnung stand, klappte seinen Koffer zu und schritt lautlos durch den Flur. Sein Gesicht verriet kaum eine Spur von Aufregung. Leise öffnete er die eisenbeschlagene Tür, die auf die Hintertreppe führte, und verschloß sie sorgfältig von außen. Als er einen schnellen Blick durch das kleine Flurfenster warf, sah er, daß der Hof leer war. Aber es war anzunehmen, daß hinter den breiten Scheiben der Hoftür mindestens drei Mann standen, um den Weg auf die Straße abzuschneiden. Er lächelte. — Diesmal würden sie lange warten können. Er wußte, daß er mit der Gefahr spielte, daß ein einziger widriger Zufall das Gelingen der Flucht in Frage stellen konnte. Zwei Jahre lang hatte er zusammen mit Robert, einem heruntergekommenen Chemiker, in dieser Wohnung, mitten unter ahnungslosen Bürgern, die vollendetsten Geldfälschungen hergestellt, die jemals den Kontrollbeamten der Banken präsentiert wurden. Zwei Jahre lang ging alles gut. Dann kam die Geschichte mit der Vertreiberkolonne, die in West-Deutschland aufgeflogen war. Einer von den Leuten hatte nicht dicht gehalten. Die Polizei kam ihnen auf die Spur, und langsam zog sich der Ring um sie zusammen. Zuletzt mußten sie fast stündlich die Aushebung der Werkstatt befürchten. Dennoch trafen sie in aller Ruhe die Vorbereitungen zur Flucht, räumten Platten, Papiere, Banknotenpakete und die kleine Presse fort. Er selber hatte in dem kleinen Handkoffer die letzten Klischees und einige wertvolle Chemikalien, die Polizei würde die Wohnung so gut wie leer finden.

Er mußte sich beeilen. Seit einer Stunde wartete Robert mit seinem Tourenwagen an der Heerstraße. Ohne sich umzusehen lief er rasch die Hintertreppe hinunter. Auf ihrem letzten Absatz war eine selten benutzte Kellertür, zu der er sich einen Nachschlüssel verschafft hatte. Er schloß sie geräuschlos hinter sich zu und schob innen den Riegel vor. Dann tastete er sich mit der Taschenlampe in der Hand durch einen schmalen Gang, der mehrere Biegungen machte und zuletzt in einen leeren Keller mündete. Hier hatten Arbeiter vor Wochen von einem Keller des Nebenhauses aus eine Rohrleitung gelegt. Durch das Loch in der Mauer konnte man bequem hindurchkriechen und unbehelligt in ein Haus der Nebenstraße gelangen. Das Ganze war ein idealer Notausgang. Man mußte dann durch den Vorkeller des anderen Hauses gehen und schließlich die Kellertür mit einem Dietrich öffnen. Es ging alles, wie er es sich gedacht hatte. Zum Glück hielt auf der Straße eine Taxe ganz in der Nähe des Hauses. Die Taxe bahnte sich einen Weg durch das Verkehrsgewühl der abendlichen Straßen. Eine leichte Müdigkeit überwältigte ihn. Die Spannung der letzten Tage. — Gähnend rechnete er sich aus, wieviel Stunden er heute Nacht den schweren Tourenwagen steuern mußte. In den Vormittagsstunden des nächsten Tages konnten sie schon die Grenze erreicht haben, wenn keine Panne dazwischen kam.

Aber plötzlich stieg ein unerklärliches Furchtgefühl in ihm auf. Ein scheußliches Gefühl, als säße die Gefahr so dicht neben ihm, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihren kühlen Hauch zu spüren. Tiemann, dachte er, sollte er doch hinter ihnen her sein? Ein Erlebnis fiel ihm ein: Vor Wochen hatte er sich eines Nachmittags auf der Straße beobachtet gefühlt. Um sich Gewißheit zu verschaffen, blieb er vor einem Kiosk stehen und kaufte sich eine Zeitung. Während der Verkäufer nach Wechselgeld suchte, wandte er sich vorsichtig um. Wenige Schritte von ihm sah er einen älteren, sorgfältig gekleideten Herrn stehen, der mit der Miene eines Liebhabers die Auslagen eines Antiquars musterte. Doch konnte er nichts Auffälliges an ihm entdecken, auch dann nicht, als der andere ihm für einen Augenblick das Gesicht zuwandte. Nur die Augen, die hinter den konveren Gläsern einer schwarzumrandeten Brille saßen, kamen ihm merkwürdig bekannt vor. Um seinen Verfolger abzuhängen, rief er ein Taxi an, ließ in einem anderen Stadtteil bei einem Bahnhof der Untergrundbahn halten, fuhr drei Stationen weiter und erreichte zuletzt auf Umwegen mit einem Autobus seine Wohnung. Beim Verlassen der Untergrundbahn glaubte er im Gewühl der Aussteigenden den Herrn mit der schwarzen Hornbrille zu sehen. Aber es konnte auch eine Sinnestäuschung gewesen sein. — Jetzt fiel ihm ein, daß dieser ältere Herr kein anderer gewesen sein konnte, als Tiemann. Kommissar Tiemann, einer der geschicktesten Spezialisten der Falschgeldzentrale. —

Der Wagen hatte das Ende der langen Hauptstraße erreicht. Befriedigt blickte der Mann im Wagen nach rechts hinüber, wo sich im Hintergrunde die Silhouette des Polizeipräsidiums am Himmel abzeichnete. Sie blieb zurück. Gleich mußte der Chauffeur nach links abbiegen, nach der Heerstraße, die die Stadt im Westen verließ. Stattdessen aber fuhr er rechts in eine Seitenstraße hinein. Der Fahrgast sprang auf, klopfte an die Scheibe und rief: „Links abbiegen, links doch, Sie fahren falsch!" Der Chauffeur schüttelte ruhig den Kopf. „Geht nicht," rief er zurück, „Straßensperrung . . ." Um den Umweg auszugleichen, begann der Chauffeur die Geschwindigkeit zu erhöhen. Wenn er nur nicht eine Panne kriegt, dachte der Mann im Wagen, womöglich einen Zusammenstoß! Das wäre Pech. Nicht auszudenken. Mit hoher Geschwindigkeit raste die Taxe durch die schmalen, schwachbeleuchteten Straßen. Eine Kurve wurde so scharf geschnitten, daß es den Insassen zur Seite schleuderte. Passanten schimpften laut hinter dem Wagen her. Wieder kam eine neue Seitenstraße. Dann bogen sie auf einmal in eine hell erleuchtete Hauptstraße ein.

Plötzlich verzog sich das Gesicht des Mannes im Wagen. Vor seinen Augen tauchte von neuem die lange Front des Polizeipräsidiums auf. Das Portal näherte sich. Der Mann griff nach dem Türgriff: die Tür ließ sich nicht öffnen. Er rüttelte, klopfte an die Scheibe: „Wo fahren Sie denn hin? Sie fahren mich ja wieder zurück." Anstatt zu antworten, zog der Chauffeur die Bremsen kurz an, riß das Steuer herum, und in scharfem Bogen sauste der Wagen durch den hohen Torbogen in den Hof des Polizeigebäudes. Von allen Seiten liefen Beamte auf den Wagen zu. Der Chauffeur sprang vom Sitz und riß die Tür auf. Das Gesicht seines Fahrgastes verfärbte sich. „Großer Gott", stammelte er, wie ist denn das möglich — — —" Der Chauffeur war kein anderer als Kommissar Tiemann. —

„Kommen Sie," sagte der Kommissar, ich bin überzeugt, daß Sie oben jemand schon sehnsüchtig erwartet. Ihr Gang war an sich eine gute Lösung. Wie schade, daß man ihn entdecken mußte!". Als des anderen Augen der ausgestreckten Hand des Kommissars folgten, erblickten sie im Hintergrunde einen hellgrauen Tourenwagen. Einen schönen Wagen, der, wie Robert mit Stolz zu behaupten pflegte, seine 120 Kilometer in der Stunde machte. Kalihan.

Die Cedernnadeln

Von Valentin Katajeff.

Lärmend stürmte Sonkin ins Zimmer des Trustdirektors. Der Direktor war eben dabei, an zwei Telephonen Verhandlungen zu führen. Zugleich trank er Tee, aß dazu runde Brezeln und addierte auf der Rechenmaschine. Dies alles betrieb er mit verquältem Gesichtsausdruck. Erstaunt musterte er den hereinstürmenden Sonkin.

„Guten Tag! Mein Name ist Sonkin. Wollen Sie etwas verdienen?" — „Ja," sagte zerstreut der Direktor, der kaum verstand, was jener mit ihm sprach.

„So stellen Sie einen Vorschuß auf 5000 Goldrubel aus, und in ein paar Tagen haben Sie es auf Lager."

„Was werde ich auf Lager haben?"

„Cedernnadeln! 150 000 Pud."

„Cedernnadeln? Sie sind wohl von Sinnen!"

Sonkin lächelte herablassend. „Ganz recht, Cedernnadeln. Aber den Verstand scheinen Sie verloren zu haben."

„Aber, mein Bester, was sollen wir mit Cedernnadeln in unserem Fischbetrieb? Und dann, ich bitte Sie, mich nicht zu stören; ich bin beschäftigt . . . . — Ja, ja, ich höre. Halloh! Wer spricht? . . Tscherwonzen? Keineswegs — — Natürlich — — Fische — — Halloh!!!"

Sonkin ließ sich gemächlich in den Lehnstuhl fallen und musterte den Hund aus Bronze und den Schreibtisch des Direktors. Der Direktor war fertig mit Telephonieren und befaßte sich mit seinem Artikel. Sonkin lächelte mit zusammengekniffenen Augen und rief freundschaftlich: „Sie sollten trotzalledem die Cedernnadeln kaufen!"

„Wie, Sie sind noch immer hier!" rief der Direktor. „Sie stören mich, Genosse. Sie müssen doch die Aufschrift an der Tür gelesen haben: „Eintritt ohne vorhergehende Anmeldung verboten". Ich bitte Sie, diesen Raum zu verlassen."

Sonkin setzte eine bekümmerte Miene auf. „Und wo steht geschrieben, daß man ohne Anmeldung wieder fortzugehen hat?" — „Kurier, führen Sie den Mann hinaus; er fällt mir auf die Nerven!" — „Nicht nötig, Kurier, ich gehe schon. Auf Wiedersehen, Genosse Direktor! Und vergessen Sie nicht, Sie müssen die Cedernnadeln kaufen."

Der Direktor fauchte. Sonkin nickte dem Kurier vertraulich zu und schlüpfte hinaus. — — —

Der Sekretär trat ins Zimmer, beschrieb einen achtungsvollen Bogen mit dem Rücken. Semjon Nikolajewitsch . . . eine außerordentliche Gelegenheit — 175 000 Pud Cedernnadeln. Zum Schleuderpreis. 30 Prozent Gewinn sind sicher. Mit 5000 Rubel Vorschuß — — —"

Der Direktor sperrte die Augen auf. „Wie, noch einmal die Cedernnadeln! Aber, mein Lieber, was soll der Trust „Krebse und Fische" mit Cedernnadeln?" Der Sekretär zuckte die Achseln. „'s ist aber vorteilhaft."

„Inwiefern denn?"

„Es ist halt so."

Der Direktor griff sich an den Kopf. „Lassen Sie mich endlich in Ruhe: ich brauche keine Cedernnadeln. Sie können gehen." Der Sekretär lächelte wehmütig. „Wie Sie befehlen. Aber Sie sollten trotzdem die Cedernnadeln ankaufen."

Des Direktors Kopf vergrub sich in die Papiere.

Auf Zehenspitzen trat der Kurier ein. Sorgsam stellte er ein Glas Tee mitten auf die Schriftstücke und murmelte schüchtern: „Genosse Direktor, Sie müssen die Cedernnadeln kaufen." — „Hinaus," brüllte der Direktor.

Das Telephon läutete. Der Direktor riß den Hörer herunter. Aus dem Apparat ertönte eine dünne Stimme: „Sie müssen die Cedernnadeln kaufen." Der Direktor zertrümmerte den Hörer an der Stuhllehne. Dann rannte er heim. „Manja, sie haben mich halbtot gemartert. Ist das Mittagessen fertig?" Die Frau des Direktors nahm den neuen Hut, den sie eben probierte, vom Kopfe, schaute ihrem Eheherrn zärtlich in die Augen und sagte leise mit gesenkten Lidern: „Mein Lieber, du mußt die Cedernnadeln kaufen". Bewußtlos schlug der Direktor lang auf den Boden.

*

„Nun, wie geht's?" fragte der Arzt, während er den direktorlichen Puls fühlte. „Danke, leidlich," sagte der Direktor mit mattem Lächeln. „Ich hoffe, die Cedernnadeln müssen nicht gekauft werden." Der Doktor hob den Zeigefinger kerzengrade hoch: „Das ist es eben, die Cedernnadeln müssen gekauft werden." Da brach der Direktor in lautloses Weinen aus: „Herr des Himmels, was soll ich mit 175 000 Pud Cedernnadeln? Wären es wenigstens Grammophonnadeln. Aber ausgerechnet Cedernnadeln!"

Vom Salon her rief der Papagei in kurzen Abständen: „Sie müssen die Cedernnadeln kaufen."

Der Direktor schlief in dieser Nacht schlecht. Er sah im Traume eine Feuerleiter, die immerzu auf ihn einredete: „Sie müssen die Cedernnadeln kaufen, verstanden!"

Am nächsten Morgen kam der Direktor zusammengesunken und abgemagert ins Büro. Frohgemut nahm der Schweizer ihm den Mantel von den Schultern. „Nun, haben Genosse Direktor die Cedernnadeln zu kaufen geruht?" Der Direktor stürzte in sein Arbeitszimmer und schrie mit heiserer Stimme: „Schon recht, hol euch der Teufel! Man mag den —, Na, wie hieß er doch —, den mit den Cedernnadeln — Mankion — rufen. Ich werde kaufen."

„Ich bin bereits hier," sagte Sonkin mit zarter Stimme, hinter dem Schreibtische hervorkriechend. „Hier ist die Anweisung auf 5000 Goldrubel. Unterschreiben Sie! In ein paar Tagen haben Sie sie auf Lager. Danke! Mein Name ist Sonkin; vergessen Sie ihn nicht." Und Sonkin empfahl sich eiligst, die Anweisung in der Hand schwingend. Der Direktor aber schluchzte dumpf auf. —

Kleine Geschichten

Von Otto Ernst.

Bei den Hamburger Gerichten gab es einen witzigen und kaustischen Rechtsanwalt, den wir, um niemand zu nahe zu treten, Meyer nennen wollen. Eines Tages erschien in einer Gerichtsverhandlung der Herr Senator für das Justizwesen, um als Oberhaupt dieser segensreichen und notwendigen Abteilung der Verhandlung aufsichtsführenderweise beizuwohnen. Er nahm auf der nächsten besten Bank im Saale Platz. Kaum aber hatte er sich gesetzt, als Meyer, der auch in der verhandelten Sache zu tun hatte, leise auf den Gewaltigen zuging, sich bescheidentlich zu ihm niederbeugte und mit der Hand am Mund ihm untertänigst zuflüsterte: „Entschuldigen Sie, Herr Senator, das is die Bank für Sachverständige!" —

*

Fiedje sitzt bei einem sehr steifen Grog, beim sechsten. Es ist um die Mitte des Juli. Ein Quittje, das ist ein hochdeutsch redender Herr, beobachtet ihn seit langem.

„Mensch! Mann!" ruft er endlich entsetzt. „Bei achtundzwanzig Grad im Schatten trinken Sie jetzt den sechsten Grog! Was trinken Sie denn im Winter?!"

„Veel Grog!" versetzt Fiedje.

*

Kodl Maifisch war nicht nur ein tüchtiger und streng reeller Wirt, er war überhaupt nicht auf den Kopf gefallen, was man schon daran sehen konnte, daß er Humor hatte und Spaß verstand. Wer Kodl Maifisch in die Klemme bringen wollte, der mußte früh aufstehen; was Wunder, daß der Stammtisch „Nervenruhe", der sich täglich in dem blitzblanken Keller am Fleet (Kanal) an dem wunderschönen großen runden Mahagonitisch in der schummrigen Ecke bei Maifisch versammelte, und an dem er selbst einer der leistungsfähigsten, ausdauernden und gemütlichsten Gäste war, es gern darauf anlegte, ihn dennoch „hineinzulegen".

Also gut: man sitzt eines Mittags wieder bei dem herrlichen, sammetweichen Rotspon (Geiblack), als Maifisch einmal auf einige Minuten den Tisch verlassen muß, um irgendein Wirtsgeschäft wahrzunehmen. Auf diesen Augenblick hatte der Makler Beerbohm gewartet. Er zog ein Fläschchen aus der Tasche, in dem sich Wasser und ein noch zappellebendiger Stichling befand, und den Inhalt dieser Flasche schüttete er in sein eigenes Glas, das noch halb mit Wein gefüllt war. Kodl Maifisch kehrt nichtsahnend an den Tisch zurück.

Beerbohm hebt sein Glas gegen das Licht. „Was 's denn dat?!" ruft er voll Staunens. —

„Wat ist los?" fragt ein anderer Gast und nimmt das Glas, um es ebenfalls gegen das Licht zu halten. „Dor swemmt jo 'n Fisch in!" ruft er. — „Dat is 'n Stickelgrint!" (hamburgische Form für „Stichling") stellt ein dritter fest.

Das Glas kommt an Maifisch, und er bestätigt mit der Ruhe eines Felsengebirges: „Weet Gott, dat is 'n Stickelgrint! — Jan!" ruft er mit Donnerstimme. Und es erscheint Jan, der Hausknecht. „Jan, du oole Fuulwuß (Faulpelz)! Du Swinegel! Hunnertunduusentmol hev ick di seggt, du soß (sollst) dat Woter ut de Pump holen un nich ut 'n Fleet!"

*

Hein Dumstkopp steht an einem der Kanäle, die Hamburg durchfließen und „Fleete" genannt werden, und dreht seinen letzten Groschen zwischen den Fingern. Da entfällt ihm der Groschen und versinkt auf Nimmerwiedersehen in den graugelben Fluten. Lange starrt er ihm nach. Dann spricht er langsam und leise die wehmutdurchzitterten Worte: „Djunge, Djunge, Djunge! Versupen will ick di, ober nich op dee Ort!" —





Norwegen feiert den 100. Geburtstag Björnsons

Links: Blick auf die königliche Hofloge bei der Festaufführung von Björnsons Drama „Maria Stuart" in Oslo. Von links nach rechts: König Haakon, seine Gattin und Kronprinz Olaf von Norwegen. — Rechts: Das festlich beleuchtete Nationaltheater mit der Björnson-Statue.

Akte „Klara Bokowski“

Aus dem Leben einer Landarbeiterin von Oskar Bechtold.

Die Büroräume eines Berliner Arbeitsamtes sind in Baracken untergebracht. Sie werden durch große eiserne Oefen geheizt. Heute morgen war unser Raum voller Rauch. Rußflocken wirbelten durch die Luft und legten sich auf die Tische, Bänke und auf Aktenregale, die an den Wänden stehen. Ich nahm mir eine Akte und wollte die Rußschicht abklopfen, eine Verdienstbescheinigung fiel auf den Boden: „Die landwirtschaftliche Arbeiterin Klara Bokowski, geboren 31. Januar 1901 zu Grodynen in Ostpreußen, hat vom 18. März 1929 bis 30. November 1931 bei uns gearbeitet. Der Bruttoverdienst betrug 19 Pf. die Stunde. Das wöchentliche Deputat hatte einen Wert von 4 Mark. Die gräflich H. . . . sche Güterverwaltung.“

*

Um 4 Uhr morgens ist in der Schnitterkaserne Licht, denn die Arbeit beginnt um 5 Uhr. Klara Bokowski liegt noch auf dem Strohsack. Ihr fällt das Aufstehen schwer. Nicht, weil gestern Sonntag war, Klara Bokowski ging gestern nicht zum Tanz in den Dorfkrug. Ein Schüttelfrost ließ ihre Zähne zusammenklappern, daß es wie Maschinengewehrtacken klang. Heute schmerzt der Rücken, die Glieder sind schwer. Im Kopf schwabbert die Gehirnmasse und schlägt bei jeder Bewegung des Körpers gegen die Hirnschale.

Das kommt vom Kartoffelbuddeln bei Regenwetter. — Klara muß lachen, das Lachen wird zum Husten und geht zuletzt in ein Gebell über. Klara lacht über den Hauslehrer, der Sonnabend mit den Grafenkindern Jochen, Ursel und Wolf zum Kartoffelkratzen gekommen war. Alle vier hatten altes Zeug an, sie banden sich Sackleinwand um und nahmen den Kratzer zur Hand. Zuerst waren sie mit Feuereifer dabei, bis Jochen nach einer halben Stunde sagte: „Mein Buckel tut so weh!“ Bald darauf zog die Gesellschaft ab. Statthalter Sudrow hatte gelacht, daß ihm die Tränen über die Backen liefen und etwas von verrückten Einfällen gebrummt. Klara Bokowski mußte die Strecke nachbuddeln, wo die vier gearbeitet hatten. Die meisten Kartoffeln waren in der Erde geblieben. „Uns Huslihrer is 'n ganz vernünftiger Kirl,“ hatte Klaras Nachbarin, die neben ihr durch den Dreck rutschte, gesagt. „Wenn hei ok so komische Pumpbüxen anhett, — hei wiest dei Kinner, wie swor dat Arbeiden is.“ Bei Feierabend hatte sich die Nässe bis an den Leib in die Kleider gesogen, beim Nachhausegehen pfiff der Herbstwind und am Sonntag fror Klara am Herdfeuer, an dem das Kaffeewasser kochte . . .

Es ist ein Viertel vor 5 Uhr. Klara springt vom Strohsack auf. Vor einem Spiegelscherben wischt sie sich die Augen aus und zieht den nassen Kamm durch das Haar. Dann wird der Bettsack aufgeschüttet und der heiße Kaffee getrunken. Der tut gut. Und los geht's zur Arbeit.

Eine Schar Frauen klappert über den Gutshof, stapft durch die Jauchepfützen, steigt über Dunghaufen. Die Frauen tragen halblange Militärstiefel, dicke wollene Strümpfe, selbstgewebte Röcke und schwarze Strickjacken zumeist. Um den Kopf haben sie ein Tuch gebunden. Sie gehen nach den Kuhställen, großen Rundbauten, die im Halbdunkel wie mittelalterliche Wachttürme aussehen.

Inspektor Köppe wartet schon. Er ist schlechter Laune, der Schulmeister rupfte ihn gestern beim Skatspielen. Ihn ärgert weniger das verlorene Geld, obgleich er nur 40 Mark Monatsgehalt bekommt. Aber Inspektor Köppe schläft im Keller des Schlosses und ißt mit den Jägern in der Küche. Inspektor Köppe ist der Vertreter des Grafen für die Tagelöhner. Inspektor Köppe möchte sich auch ein Ansehen verschaffen beim Schulmeister. Inspektor Köppe galt als guter Skatspieler, sein Ansehen hat gestern gelitten.

Statthalters Sudrows Kolonne muß die Kuhställe reinigen. Im Rund des Kuhstalles ist es warm, das Licht der Petroleumlampen zittert über die Reihen der Tiere. Der Bulle schnaubt, als er Forken und Schaufeln sieht. Die Kette an seinem Nasenring erinnert ihn an seine Ohnmacht, seine Augen blicken tückisch zu den arbeitenden Frauen. Zwei schneiden Rüben, drei schaufeln den Unrat fort, der die Futterrinne zu überschwemmen droht.

Die Frauen sprechen vom gestrigen Abend, vom Tanz zu den Klängen der Ziehharmonika. Zuweilen ertönt Gezeter, der Schwanz einer unruhigen Kuh klatschte jemanden ins Gesicht. — Klara Bokowski stützt sich oft auf die Forke und starrt auf die Schenkel der Tiere, an denen Schmutz in dicken Stücken klebt. Sudrow droht ihr mit dem Zeigefinger, mit dem halben nur, die andere Hälfte blieb in der Rübenschneidemaschine. „Dir ist wohl der Sonntag schlecht bekommen?“ — Sudrow grient. — —

Nach der Frühstückspause kommt der Schlempewagen von der Spiritusfabrik. Klara schleppt die schweren Eimer, deren warmer Inhalt leicht nach Alkohol riecht, zur Futterrinne. Immer mehr Eimer, wenn auch die Beine den Dienst versagen wollen und im Schädel ein Hammerwerk pocht.

Sudrow wird plötzlich lebendig, reißt seinen Hut vom Kopf und macht Bücklinge. Der Graf und der Güterdirektor von Nordheim kommen. Sie beachten Sudrow nicht. „Herr Graf müssen andere Kühe kaufen, die mehr Milch geben,“ schnarrt von Nordheim. Der Graf sieht Klara Bokowski an einen Pfeiler gelehnt, den Schlempeeimer neben ihr stehen. „Hm, du warst gestern besoffen? Wie heißt du?“

Klara sieht den Vollbart des Grafen vor sich, seitwärts der Brillant im weißen Reitplastron des Güterdirektors sprüht Farben. Sie sieht den Schlangenring an der Hand des Grafen, den langen Nagel am kleinen Finger der schmalen, blaugeäderten Hand. Die goldene Armkette klirrt leise aus dem grünen Tuchärmel. Dann sieht Klara nichts mehr, sie fällt. Sie merkt nicht, daß sie mit dem Kopf auf die steinerne Futterrinne schlägt.

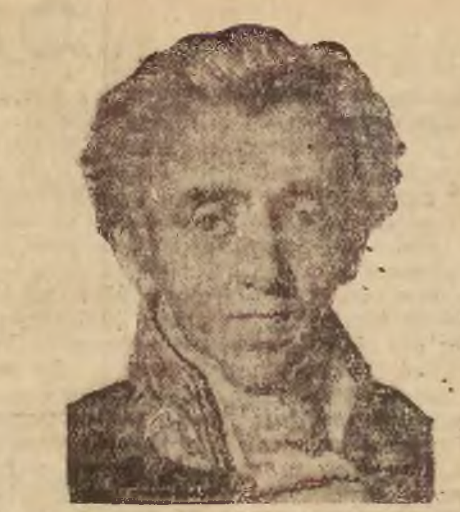
Von Nordheim klemmt sein Monokel ein und sieht den blauen Unterrock, die dicken grauen Strümpfe, die Eisennägel an den halben Militärstiefeln. „Verdienen zu viel“, denkt er, „versaufen doch nur ihr Geld.“ — „Solche Leute können wir nicht gebrauchen,“ brummt der Graf. — Von Nordheim notiert: „Ist beim nächsten Zahltag zu entlassen.“ Dann verläßt er mit dem Grafen den Stall; sie sprechen über die verfallenen Drainagerohre und die sauren Wiesen.

Sudrow macht eine Verbeugung hinter den beiden her und setzt den Hut wieder auf. Klara Bokowski wird in die Schnitterkaserne getragen. Am Abend liegt sie auf dem Strohsack. Das Fieber wirft sie hin und her. Sie phantasiert von goldenen Ringen und von Brillanten. Häufig gellt ein Schrei. . . . — Währenddem liest Gräfin H. . . . in einer Zeitschrift einen Aufsatz über neuzeitliche Baukunst. Ein französischer Baumeister hat Rundhäuser gebaut. „Wie wir modern sind“, lacht Gräfin H. . . ., „unsere Kuhställe sind im neuesten Stil erbaut.“ Graf H. . . . schreckt aus dem Schlummer, der ihn im Ledersessel übermannte, und entzündet seine erloschene Zigarre. Er versteht nichts von Baukunst, und von Nordheim sagt: „Fabelhaft!“ Weil das immer paßt, gebraucht Herr von Nordheim das Wort „fabelhaft“ sehr oft. Graf H. . . . läßt eine Flasche Sekt bringen, worauf man nicht mehr von Baukunst spricht und Herr von Nordheim sein Monokel aus der Westentasche zieht.

*

Akte O 3536: „Der Klara Bokowski wird bescheinigt, daß sie im städtischen Obdach nächtigt.“

Ich lege alles in das wurmstichige Regal. Der Bürovorsteher ist gekommen. Es ist 8 Uhr.



Zum 100. Todestag des Verlegers Cotta

Johann Friedrich Cotta, der Verleger der deutschen Klassiker, der mit Goethe und Schiller Jahrzehntelang in Freundschaft verbunden war, starb vor 100 Jahren, am 29. Dezember 1832. Sein Name wird in der deutschen Literatur-Geschichte fortleben als der eines der bedeutendsten und verständnisvollsten Verleger.



Das Fernrohr des Admirals Nelson wird versteigert

Blick auf die Versteigerung des Nelson-Fernrohrs (Pfeil). Unten links: Admiral Horatio Nelson (1758—1805). — In London kamen jetzt einige Erinnerungsstücke an den größten Seehelden Englands, Admiral Nelson, zur Versteigerung. U. a. wurde von amerikanischen Sammlern für das Fernrohr Nelsons eine Summe von 25 000 Mark geboten. Englische Patrioten haben jedoch daraufhin eine Geldsammlung veranstaltet, um dieses Fernrohr im Lande zu behalten.

Das letzte Pferd

Von L. Strachwitz.

Der kleine Zirkus, in dem Erik Fasland, der als Artist, „Spirr“ hieß, als Clown, Stallmeister, Feuerfresser und Zauberkünstler auftrat, war den Weg vieler Beispiele seiner Art gegangen: er liquidierte, soweit das ging. Die Gläubiger wurden mit einem „Löwen“, der vor der Pause ein Pony und nach der Pause ein Zebra war, ferner mit zwei altersschwachen Pferden, zwei Affen und einigen Hunden abgespeist. Nur den Ziegenbock verschleierte man, den verspeisten die Mitglieder des „größten Zirkus am Platze“ am letzten Tag gemeinsamen Beisammenseins selbst.

Spirr wanderte ohne Engagement in die große Stadt. Eines Tages schlenderte er aus dem Luxus des Zentrums in die Vorstadt. Er, der verpflichtet war, einem bescheidenen Auditorium das Zwerchfell zu erschüttern, hätte selbst der Aufmunterung bedurft. Er murrte vor sich hin; „Da fühlt man, daß man was kann. Zehn Tricks an einem Finger hätte ich, wenn — — —. Es ist ein Jammer, wenn ein Kerl wie ich vor die Hunde gehen soll!“

Er kam auf freies Feld. Im Abendnebel ödeten Schutthaufen, von bestaubtem Unkraut trostlos überwuchert. Da und dort stützten sich einige schiefe Bretterbuden aneinander. Links qualmten Schornsteine; rechts stand eine einsame Pappel. An ihr lehnte eine Baracke, davor stand ein Pferd.

Spirr war Pferdefreund. Von klein auf. Sein erster Knabenwunsch war ein Pony gewesen. Und er hatte es bekommen. Damals waren noch gute Zeiten für ihn, die er selbst verscherzt hatte. Das Pferd war nackt. Nur ein zerfaserter Strick war ihm als Halfter um den Hals geworfen. Spirr ging darauf zu. Es hatte einen Bauch wie ein Elefant und einen Senkrücken. Es war außerdem kuhhessig, und sein Schweif glich einer ruppigen Straußenfeder. Es war ein trauriges Pferd. Es stand so trostlos in der nüchternen Umgebung, daß Spirr Tränen in die Augen traten. Er meinte, etwas Gemeinsames verbinde ihn mit dem Pferde da.

Er kraulte ihm die Sternhaare und tätschelte das Maul. Das Pferd hob die Zähne, daß es aussah, als wolle es grinsen. Spirr sah, daß es noch gar nicht so alt war. Zwölf Jahre etwa. „Du bist noch rüstig, mein Freund,“ sagte Spirr.

„Aber es wird doch geschlachtet.“ Ein klotzig aussehender Mann war aus der Baracke hinter Spirr getreten.

„Geschlachtet?“ wiederholte Spirr im Tone tiefen Bedauerns. — Es hat einen Hängebauch und einen Senkrücken. Außerdem frißt es zu viel. Niemand will es haben.“

Plötzlich, wie der Blitz hatte Spirr eine Idee. Er zitterte unter dem Gedanken, der ihn überfallen hatte. Er legte dem Abdecker die Hand auf den Arm:

„Hören Sie — — — muß es wirklich geschlachtet werden, wirklich? Ist es nicht zu schade?“

„Was wollen Sie? Es ist mein Geschäft. Wenn auch nicht viel herausspringt bei diesem Klepper.“

„Also!“ frohlockte Spirr und legte besitzergreifend die Hand auf das Pferd. „Ich kaufe es. Es kann doch nicht viel kosten?“ — „Ja, wenn es so ist. Für Interessenten ist es natürlich viel mehr wert.“ — „Ich könnte es ja ratenweise bezahlen. Ich gebe fünfzig Mark.“

„Fünfzig Mark und ratenweise?! Haha! — Zweihundert! Und bar und sofort!“ — Spirr umklammerte des andern Hände: „Lieber Herr, ich bin ein armer Teufel. Ich will Ihnen zehn . . . . zwanzig Mark geben, sofort. — Mehr hab ich nicht. Etwas muß ich doch übrig behalten für den Hafer. Aber ich will verdienen mit diesem Pferd. Ich bin Clown im Zirkus. Ich will eine große Nummer machen mit dem Pferd. Sie sollen dann — — fünfhundert Mark sollen Sie haben — — —“ Der Abdecker sieht Spirr an. Er ist gewohnt zu schlachten. Aber die Augen da vor ihm — — nein, das hat er lange nicht erlebt. Der Bursche meint es wohl ehrlich. Wie die Augen bettelten! Er knurrt: „Nun machen Sie nur kein solches Gesicht. Ist ja schon gut. Wir schreiben die Fünfhundert drin auf. Aber zwanzig sofort und bar! — Ein paar Pfund Hafer können Sie meinetwegen bei/mir mitnehmen.“ —

So wurde Spirr Besitzer des dickleibigen Pferdes, dessen Anblick bei sämtlichen Kollegen ein Hohngelächter auslöste. Die Artisten in der Stadt gaben ihm den Namen „Mondkalb“. Und so hieß es fortan.

Unbeirrt ging Spirr daran, seine Nummer zusammenzustellen und „Mondkalb“ zu dressieren. Es zeigte sich überaus gelehrig, es roch sozusagen jeden Trick, den sein Herr haben wollte. Es brachte es fertig, so zu gehen, daß sein Bauch hin und her schwankte, wie das Euter einer Kuh. Es bog den Kopf wie ein Hirsch und bleckte die Zähne wie ein Affe. Es konnte Sprünge machen wie ein Känguruh. Kurz, es beherbergte die Vorzüge einer ganzen Menagerie in sich. Es war alles — nur kein Pferd!

Spirr hungerte sich durch ein paar Monate hindurch, nur um den Hafer beschaffen zu können, den „Montalb“ mit unersättlicher Gier in seinen Wanst schlang.

„Friß nur, mein Trost!“ sagte Spirr, „Dein Bauch unsere Existenz.“ — Spirrs Pferd war indessen schon so bekannt geworden, daß die Agenten mit der Nase zu schnüffeln begannen. Sie witterten den fetten Brocken. Aber sie boten nichts. Spirr . . . der Name war ein Achselzucken. Völlig unbekannt. Und das Pferd . . . nun ja, Pferde gibt es viele! Während sie zauderten, kam der Besitzer des größten internationalen Wanderzirkus, um sich eine Probe bei Spirr anzusehen. Hierauf sagte er:

„Sie sind engagiert, Spirr!“

Spirrs Nummer kam heraus. Die Plakate leuchteten fett: „Spirrs große Nummer: Das letzte Pferd.“

Das Zelt war voll. Man wartete gespannt u. war gewillt zu lachen. Und als Spirr mit langem Trauerflor am Zylinder, begleitet von dem bauchwackelnden, weißgekalkten „Mondklab“ unter den Klängen eines Trauermarsches zum erstenmal in die Arena schritt, erhob sich das Gelächter, das in dieser Stadt nicht mehr verstummen wollte, so lange diese Nummer gegeben wurde. — Spirrs Name war in aller Munde. Man nannte ihn den „Meisterkarikaturisten irdischen Trübsals“, den „Virtuosen im Zwerchfellschüttern“, und sein Pferd ist ein „Kontrast wahnsinnigen Gelächters“, ein „Jammerkasten, angefüllt mit Witzraketen . .“

So wäre denn auch diese Geschichte beendet, wenn nicht der Berichterstatter jenen, die neben dem Zwerchfell auch noch ein Herz haben, eine Nachschrift zu geben imstande wäre:

Es ist Vorstellung in einer Provinzstadt. Spirrs Name schießt, wie überall, den Vogel ab. Nach der Vorstellung kommt eine junge Dame in den Stall, wo „Mondkalb“ gerade seine Haferration erhält. Spirr hat noch seine geschminkten Kummerfalten. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „dies Pferd hieß Lisette. Es stammt von einem Nachbargut von uns. Ich habe es sofort an der Narbe hier an der Hinterhand erkannt. Es gehört einem Jugendfreund von mir.“ — Spirr hebt das Gesicht. Seine Stimme zittert: „Einem Jugendfreund von Ihnen? Wie hieß er?“

„Erik Fasland. Aber . . . er lebt nicht mehr . . .“

„Ja, er ist so gut wie tot. Er ist damals, noch bevor sein Pferd diese Narbe bekam, nach Amerika durchgebrannt.“

Die junge Dame schnellt ihm den Kopf zu. Die Augen weiteten sich. Er fährt fort: „Und deshalb hat er das Pferd nicht mehr erkannt. Aber seine Jugendfreundin, dich, Lisette, erkennt er jetzt wieder!“ — „Erik . . . bist das du?! — „Natürlich das sind doch deine Augen — — —“ Sie will ihn umhalsen, aber er wehrt lächelnd ab:

„Warte, bis ich mich abgeschminkt habe!“

Fünfzig Maler und ein Modell

Eine der interessantesten Ausstellungen der letzten Jahre war die der fünfzig Bilder derselben Frau, gemalt von fünfzig verschiedenen Malern. Sie ist jetzt geschlossen (die Ausstellung, nicht die Frau) und da kann man ja darüber reden. Fünfzig Maler hatten das gleiche Modell gemalt, fünfzig Maler hatten, wie sich das gehört, das Modell anders gesehen und anders dargestellt. Und doch fiel einem etwas auf: fast jeder hatte dem Mädchen anderes Haar aufgesetzt! Der eine sah das Haar feuerrot, der andere flachsblond, der dritte pechschwarz, der vierte lockig, der fünfte glatt. Zum Kuckuck: irgendeine Haarfarbe, und wenn sie unecht war, muß das Modell doch gehabt haben! Vielleicht besitzt es grüne Haare oder blaue? Wer weiß? Den Besuchern der Ausstellung wurde nur eins klar: daß man einen Menschen manchmal nicht mehr wiedererkennt, wenn ihn ein Maler gemalt hat, daß man aber bestimmt keine Ahnung mehr hat, wer es sein könnte, wenn ihn viele Maler malen. Ich behaupte also, die Dame hat lila Haar mit Streifen, und wer will mir das Gegenteil beweisen?

Eubert.

Laurahütte u. Umgebung

Abrahamsfest. Am Sonntag, den 18. Dezember, feiert der Bergmann August Wedekind, Siemianowitz, ulica Ogrodowa 3 das Abrahamsfest. m.

Apothekendienst. Den Apothekendienst am morgigen Sonntag versieht die Barbaraapotheke. Nachtdienst in der nächsten Woche hat gleichfalls die Barbaraapotheke auf der ulica Bytomska. m.

-g- **Offener Sonntag.** Am morgigen Sonntag, den 18. Dezember, goldener Sonntag, dürfen in Siemianowitz auf Grund einer Polizeiordnung sämtliche Geschäftslokale und öffentliche Verkaufsstände in der Zeit von 12—18 Uhr offen gehalten werden.

-g- **Achtung, Verkehrskarteninhaber.** Die Verkehrskarteninhaber von Siemianowitz werden darauf aufmerksam gemacht, daß in der Zeit vom 17. bis 31. Dezember auf dem Einwohnermeldeamt, Zimmer 11 des Magistrats, die Verkehrskarten von denjenigen Personen zur Abstempelung entgegengenommen werden, denen es aus irgend einem Grunde nicht möglich war, die Verkehrskarten fristgemäß abzugeben. Die Verkehrskarten, die bis zum 21. Dezember zur Verlängerung der Gültigkeitsdauer nicht abgegeben wurden, verlieren nach diesem Termin ihre Gültigkeit.

Glimpflich abgelaufener Unfall. Glück im Unglück hatte am Donnerstag abend der auf der Kattowitzerstraße wohnhafte 11jährige Schulknabe W., welcher auf der Hüttenstraße beim Ueberschreiten des Fahrdamms von einem Auto angefahren wurde. Der Knabe wurde von einem Kotflügel erfaßt und zur Seite geschleudert. Die Augenzeugen des Vorfalles waren der Meinung, daß der Junge ernste Verletzungen erlitten haben müsse. Glücklicherweise hat er nur geringfügige Hautabschürfungen davongetragen. m.

-g- **Die Leiche eines neugeborenen Kindes gefunden.** Am gestrigen Freitag gegen 2½ Uhr nachmittags wurde auf dem Schuttabladeplatz an der Chaussee von Siemianowitz nach dem Bienhofpark von spielenden Kindern die Leiche eines neugeborenen Kindes männlichen Geschlechts gefunden, die im Schutt vergraben war. Die Leiche wurde von der Polizei in das Hüttenlazarett geschafft. Nach der unnatürlichen Mutter wird gefahndet.

Unfall in der Verzinkerei Laurahütte. Vorgestern vormittags verletzte sich durch einen Hammer der Arbeiter Leo Wachon, indem ihm der Hammer aus der Hand glitt und die Beinschlagader durchschlug. Mit starkem Blutverlust mußte der Verletzte mittels Krankenwagen ins Hüttenlazarett geschafft werden.

-g- **Vermißte durch die Sittenpolizei aufgegriffen.** Die seit dem 16. November vermißte 16jährige Emma Kaul von der Myslowitzerstraße in Siemianowitz ist, wie seitens der Polizei festgestellt wurde, am 6. Dezember, von der Sittenpolizei in Königshütte aufgegriffen und in das St. Lazarus-Spital in Bendzin eingeliefert worden, weil sie mit einer schweren ansteckenden Krankheit behaftet war. Ein nettes Früchtel!

-g- **Die Siemianowitzer Falschmünzer vor Gericht.** Am Montag, den 19. Dezember, vormittags 11 Uhr, findet die Gerichtsverhandlung gegen die Siemianowitzer Falschmünzerbande, die falsche Einzlotystücke hergestellt und in Umlauf gesetzt hat, vor der Strafkammer in Kattowitz statt. — Am 22. Dezember d. Js. vormittags 10.30 Uhr, findet daselbst die Verhandlung gegen die Täter, die bei einem Einbruch in die Werkstatt des Schneidermeisters Murek in Siemianowitz Kleiderstoffe und fertige Anzüge im Werte von 4000 Zloty entwendet haben.

Primizsegen in der St. Antoniuskirche. Missionspriester Brzoska, der vor einigen Tagen in der Kreuzkirche die erste hl. Messe gelesen hat, wird am morgigen Sonntag nach der Vesperandacht an die Parochianen der St. Antoniuskirche den Primizsegen erteilen. m.

Aus den Vereinen. Am heutigen Sonnabend, den 17. Dezember veranstaltet die Freiwillige Feuerwehr Siemianowitz im Feuerwehrdepot die diesjährige Weihnachtsfeier. Beginn abends 8 Uhr. — Gleichfalls am heutigen Abend hält der Handwerkerverein Siemianowitz, das Vereins-Weihnachtsfest im Kozdonschen Vereinslokal abends 6 Uhr ab. — Am Sonntag, den 18. Dezember organisiert der Zitherverein 1913 Siemianowitz, nachmittags 3 Uhr im Promenadenrestaurant, Schloßstraße das diesjährige Weihnachtsfest. — Auch der katholische Gesellenverein ladet die Mitglieder, sowie deren Angehörige zu der diesjährigen Weihnachtsfeier, die am Sonntag, den 18. Dezember, abends 6 Uhr im Generlichschen Saal stattfindet, ein. Vormittags 8.15 Uhr, findet ein Festgottesdienst in der Kreuzkirche statt. m.

-g- **Kanarienausstellung.** Aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des Kanarienzüchter-Verbandes findet am Sonntag, den 18. Dezember, in der Zeit von 8 bis 21 Uhr im Lokal Spyra in Kattowitz, 3-go Maja 29, eine Kanarienausstellung statt, auf welche die Siemianowitzer Kanarienzüchter hiermit aufmerksam gemacht werden. Der Eintritt beträgt 49 Groschen für Erwachsene und 20 Groschen für Kinder. Jeder 25. Besucher erhält einen guten Kanarienvogel gratis.

Gottesdienstordnung:

Katholische Kreuzkirche, Siemianowitz.

Sonntag, den 18. Dezember.

6 Uhr: Für die Parochianen.
7½ Uhr: Für die Verstorb. des polnischen Kirchenchores.
8.30 Uhr: Auf die Int. des kathol. Gesellenvereins.
10.15 Uhr: Für verst. Florentine Woznitza.

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 18. Dezember.

6 Uhr: auf die Int. Regina Poloczek und Eltern.
7.30 Uhr: für die Parochianen.
8.30 Uhr: auf die Int. der Rosenkranzmitglieder.
10.15 Uhr: für die Spender unserer Kirche.

Montag, den 19. Dezember.

6 Uhr: mit K. für verst. Philipp Cyrus.
6.30 Uhr: Beerdigungsmesse für verst. Marie Wojtynek.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

Sonntag, den 18. Dezember (4. Advent).

9.30 Uhr: Hauptgottesdienst.
11 Uhr: Taufen.
15 Uhr: Weihnachtskindergottesdienst.
16 Uhr: Weihnachtsfeier des Kindergottesdienstes im Gemeindehaus.

Montag, den 19. Dezember.

19.30 Uhr: Adventsfeier im Jugendbund.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita" Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

Sport am morgigen Sonntag

Zalenze 06 — 07 Laurahütte.

Eine vielversprechende Fußballbegegnung findet am morgigen Sonntag nachmittags 1.30 Uhr auf dem 07-Platz in der Nähe des Bienhofparkes statt. Es treffen sich die ersten Mannschaften von Zalenze 06 und des hiesigen K. S. 07.

K. S. Bogutschütz 20 — K. S. Iskra Laurahütte.

Die Iskraner empfangen am morgigen Sonntag die erste Mannschaft des K. S. Bogutschütz 20, zu einem Freundschafts-Rückkampf. Spielanfang 1,30 Uhr.

Wystrach (polnischer Meister) — Bohn (A.K.B.) in Siemianowitz.

Endlich ist es dem Amateurboxklub Laurahütte gelungen den polnischen Halbschwergewichtsmeister Wystrach (Polizeiklub Kattowitz) für einen Start gegen den in letzter Zeit stark aufgekommenen Laurahütter Bohn zu verpflichten. Die Veranstaltung findet am Dienstag, den 20. Dezember, abends 8 Uhr im Uherschen Saal statt. Das Programm werden Klubkämpfe um den diesjährigen Vereinsmeister umrahmen.

Eintrittspreis: 1.50 Zloty, 1.— Zloty und Galerie 0.50 Zloty.

K. S. 07 Laurahütte.

Am morgigen Sonntag veranstaltet am Abend obengenannter Verein im Dudaschen Saal das diesjährige Vereinsweihnachtsfest, wozu die Mitglieder, sowie deren Angehörige eingeladen werden. Es wird um zahlreichen Besuch gebeten. m.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Sitzung des schlesischen Wojewodschaftsrates

Gestern fand eine Sitzung des Wojewodschaftsrates statt. Zuerst hat der Wojewodschaftsrat die Mitglieder der Steuereinschätzungskommission bestimmt. Weiter wurde ein Gesetzesprojekt angenommen, nach welchem der Artikel 5 des Gesetzes vom 28. Februar 1928 über Anleiheaufnahme für Investitionszwecke, einer Abänderung unterzogen wird. Dieser Entwurf wird dem Sejm zur Beschlußfassung vorgelegt. Zum Schluß wurde über das Budgetpräliminar für das Budgetjahr 1933/34 beraten. Das Budgetpräliminar wird noch Gegenstand der Beratungen in den nächsten Sitzungen des Wojewodschaftsrates bilden.

Der Mord an dem Polizeibeamten in Nowa-Wies

Gestern stand vor dem Landgericht Kattowitz der mysteriöse Mordfall aus Nowa-Wies zur Verhandlung. Es handelt sich um die Tötung des Polizeiwachtmeisters Gajda, der am 30. April d. Js. auf einem Patrouillengang aus dem Hinterhalt erschossen wurde. Als Täter kommt der Stanislaus Nowak aus Nowa-Wies in Frage, welcher vor das Standgericht gestellt werden sollte. Es ergaben sich jedoch Anzeichen von Geistesgestörtheit, so daß die Ueberweisung des Täters nach den Anstalten in Lublinitz und Rybnik erfolgen mußte. Nach den Gutachten der Psychiater ist Nowak als geistig minderwertiger Mensch anzusehen, der jedoch für seine Tat voll zur Verantwortung gezogen werden kann.

Neben Nowak standen noch sieben weitere Personen auf der Anklagebank, weil sie ihm Unterschlupf gewährten. Ein anderer Teil der Mitangeklagten hat sich wegen unbefugtem Waffenbesitz zu verantworten. Des weiteren wird den Angeklagten nachgesagt, daß sie die Verbindung mit deutschen kommunistischen Kreisen aufgenommen haben, um die Flucht des Nowak über die Grenze zu ermöglichen.

Der Angeklagte Nowak machte den Eindruck eines geistig nicht völlig normalen Menschen und äußerte, man solle ihm Ruhe und Frieden gewähren, da sein Gehirn völlig defekt sei. Das Richterkollegium beschloß, die Ueberweisung des Täters Nowak nach Krakau, woselbst der Angeklagte von einer Kapazität auf seinen Geisteszustand hin nochmals eingehend untersucht werden soll. Es erfolgte aus diesem Grunde die Vertagung dieses sensationellen Mordprozesses.

Am 20. d. Mts. findet das standgerichtliche Verfahren gegen die Mörder von Cisowka statt

Die Anklage gegen die Mörder Adamczyk, Solich und Kubla, die in Cisowka den Bauern Duda überfallen, ermordet und ausgeraubt haben, hat der Staatsanwalt fertiggestellt. Sie dürfte heute oder morgen den Beschuldigten zugestellt werden. Das gerichtliche Verfahren vor dem Standgericht wird bereits am kommenden Dienstag, den 20. Dezember in Kattowitz stattfinden. Die Beschuldigten werden von Rybnik nach dem Kattowitzer Gefängnis überführt. Den Vorsitz wird der Gerichtspräses Dr. Arct, in Assistenz Dr. Glowacki und Dr. Lahert führen. Die Anklage wird Staatsanwalt Dr. Nowotny vertreten. Die Beschuldigten erhalten einen Verteidiger von Amts wegen.

Kattowitz und Umgebung

10jähriges Schulmädchen vom Personenauto angefahren. In der Nähe der Eisenbahnunterführung auf der ul. Sw. Jana in Kattowitz wurde von einem Personenauto die 10jährige Schülerin Kalina Morawiec von der ul. Wandy 7 aus Kattowitz angefahren. Das Kind erlitt Verletzungen im Gesicht und wurde in das nächste Krankenhaus überführt. Nach den bisherigen polizeilichen Feststellungen, trägt das verunglückte Kind die Schuld an dem Unglücksfall, welches auf die abgegebenen Warnungssignale nicht achtete und kurz vor Herannahen des Kraftwagens die Straße passierte.

Festnahme eines gefährlichen Bodenmarders. In Zusammenhang mit dem Bodendiebstahl zum Schaden des Anton Czermionka, auf der ulica Szopena 11 in Kattowitz wurde ein gewisser Paul Purszke aus Kattowitz festgenommen. Inzwischen konnte dem P. ein weiterer Bodendiebstahl zum Schaden des Ernst Czwiklitzer auf der ulica Szopena nachgewiesen werden. Es wird angenommen, daß der Arretierte noch ähnliche Diebstähle am „Kerbholz" hat.

Der Spitzbube in der Deutschen Bank. In der Deutschen Bank in Kattowitz wurden dem Privatbeamten Valerian Saeftel aus Schoppinitz, von einem Spitzbuben 300 Zloty gestohlen. Als mutmaßlicher Täter kommt ein etwa 30 Jahre alter Mann in Frage, welcher sich in der fraglichen Zeit in der Nähe des Bestohlenen zu schaffen machte.

Nächtlicher Einbruch. Zur Nachtzeit wurde in das Magazin der Maschinenfabrik „Elevator" auf der ulica Kamienna 4 in Kattowitz, ein Einbruch verübt. Die Einbrecher stahlen dort 23 Blöcke Blei im Gesamtgewicht von 760 Kilogramm, sowie Draht. Der Schaden wird auf 500 Zloty beziffert.

30 Liter Wein gestohlen. In die Kellerräume der Weindiele „Wengierska" auf der ulica Slowackiego in Kattowitz wurde eingebrochen und dort 30 Liter ungarischen Wein im Werte von 350 Zloty gestohlen.

Betrüger im Mönchsgewand erbeutet 3500 Zloty. Ein raffinierter Gauner hatte sich vor dem Kattowitzer Gericht wegen eines großzügig angelegten Schwindelmanövers zu verantworten. Der Schwindler nennt sich Mateusz Kossa-Kosinski und stammt aus Luck. Er tauchte vor einiger Zeit in der Wojewodschaft Schlesien auf und gab sich als Bevollmächtigter des Bernhardinerordens Krakau aus. Er behauptete, mit der Organisation eines Pilgerzuges nach dem Heiligen Lande beauftragt worden zu sein und nahm von sechs Personen große Geldbeträge entgegen. Insgesamt erbeutete der Gauner 3500 Zloty, die er verpraßte. Bei dem Verhör verlegte sich der Beklagte auf Ausreden. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Das Gericht gewährte einen Strafaufschub für den Zeitraum von drei Jahren jedoch unter der Bedingung, daß der Verurteilte den angerichteten Schaden wieder gutmacht.

Domb. (Einbruch in eine Milchniederlassung.) In der Nacht zum 14. d. Mts. wurde in die Milchniederlassung des Bernhard Ulrich auf der ul. Krol-Hucka ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen dort u. a. 10 Schock Eier, 4 Kilogramm Butter, 5 Kilogramm Käse, sowie 1 silberne Herrenuhr und einen Geldbetrag von 50 Zl.

Königshütte und Umgebung

25 000 Zl. Brandschaden. In der Drogerie von Scholz an der ul. Wolnosci 66, entstand ein Schadenfeuer, daß sich durch die leichtbrennbaren Stoffe schnell verbreitete. Als die städtische Feuerwehr mit zwei Löschzügen angerückt war, stand der ganze Laden in hellen Flammen. Verbrannt sind kostbare Medikamente und andere Waren im Werte von 25 000 Zloty. Versichert ist der Inhaber nur auf 21 000 Zloty, so daß noch ein beträchtlicher Schaden bestehen bleibt. Die Brandursache ist noch nicht ganz geklärt.

Für 30 Groschen, 6 Monate Gefängnis. Der Willibald Szotka aus Chorzow verübte im Januar d. Js. auf die Kontoristin Helene Koj in Chorzow einen Ueberfall und entwendete ihr eine Handtasche, in der Meinung einen größeren Betrag in die Hände zu bekommen. Zufällig hatte das Mädchen aber nur einen Betrag von 30 Groschen darin, für die sich der Angeklagte Zigaretten kaufte. Das Königshütter Gericht verurteilte ihn für dieses Vergehen zu 6 Monaten Gefängnis unter Anwendung der Amnestie.

Siemianowitz und Umgebung

Dauernd große Schmugglerjagden in Siemianowitz. Gestern in den frühen Morgenstunden wurde wiederum eine große Jagd auf Schmuggler von der hiesigen Polizei veranlaßt. Um 4 Uhr früh hörte man aus der Richtung Alfredschacht aus dem Wäldchen eine große Zahl Schüsse fallen. Um diese Zeit wurden an dieser Stelle schon mehrere solcher Schießereien veranstaltet. Sogar einige Kugeln verwirrten sich bei einer solchen in die Häuser von Bittkow.

Zwei Einbrecher ermittelt. In das Kolonialwarengeschäft von Kolodziej auf der Beuthenerstraße wurde ein Einbruch verübt und dabei Schokolade und 10 Zloty Kleingeld entwendet. Als Täter wurden von der Polizei zwei jugendliche Leute festgestellt.

Myslowitz und Umgebung.

Durch Kohlenoxydgas vergiftet. Am gestrigen Morgen wäre durch Unvorsichtigkeit im Kesselraum der neuen Volksschule in Myslowitz, ein Menschenleben zum Opfer gefallen. Im bereits vollständigen bewußtlosem Zustande fand man den Heizer Fuchs im Kesselraum liegend vor, der nur noch schwache Lebenszeichen von sich gab. Wie die nähere Untersuchung ergab, soll der Unfall auf die vom frischen Koks ausströmenden Oxydgase, die bekanntlich fast geruchlos sind, zurückzuführen sein. Der Vergiftete wurde sofort in das städtische Lazarett überführt, wo es dem Arzte gelang, den Bewußtlosen am Leben zu erhalten.

Brand durch Unvorsichtigkeit. In den gestrigen Vormittagsstunden geriet die Turnhalle auf der Schulstraße in Myslowitz durch herausfallende glühende Kohlenstücke in Brand, wobei ein großer Teil der Dielung und auch bereits der Holzbalkon zu brennen anfing. Die starke Rauchentwickelung, die durch Fenster und Türen ins Freie drang, machte die in der Nähe befindlichen Schulmädchen aufmerksam und so konnte bald darauf nach Allarmierung der Feuerwehr der Brand vor einer größeren Ausbreitung verhindert werden. Derartige Feuerausbrüche kommen meist zustande, weil vor dem Ofen kein genügender Blechschutz angebracht ist, und bei herausfallenden glühenden Kohlenstücken die Dielung zu brennen anfangen muß. Größte Vorsicht wäre am Platze.

Schwerer Einbruch in die Johannesschule. In der gestrigen Nacht wurde in die Johannesschule in Myslowitz ein schwerer Einbruchsdiebstahl verübt, wobei den Einbrechern verschiedene Schulutensilien in die Hände fielen. U. a. befand sich unter den gestohlenen Sachen ein Parephon, auch Kinderkleidungsstücke, so daß der Gesamtschaden gegen 700 Zloty betragen soll. Die Einbrecher drangen vom Hofe aus, nachdem sie eine Scheibe eingedrückt hatten, in das Innere des Schulgebäudes ein. Da die in Myslowitz fast täglich vorkommenden Einbrüche mit fachmännischer Sorgfalt ausgeführt werden, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es sich hier um eine organisierte Einbrecherbande handelt. Die Myslowitzer Polizei hat bereits die Spur der Diebe aufgenommen.

Janow. (Folgenschwerer Sturz.) Frau Cyba aus Janow, die mit dem Aufhängen von Wäsche beschäftigt war, fiel so unglücklich von der Steigeleiter, daß sie ohne Besinnung ins Lazarett geschafft werden mußte. Das ärztliche Gutachten ergab, innere schwere Verletzungen der Organe, sodaß wenig Aussicht besteht, die Verunglückte am Leben zu erhalten. Frau C. ist Mutter von mehreren kleinen Kindern.

Janow. (Ein „kleiner" Abenteurer.) Dieser Tage machte sich ein 14jähriger Knabe aus Janow, dem seine Heimat wahrscheinlich zu klein geworden ist auf den Weg nach Danzig, um angeblich als Schiffsjunge die Welt zu bereisen. Seine Reisespesen bestanden aus 150 Zloty und einem Photographenapparat, den er seinem Vater entwendete.

Schwientochlowitz und Umgebung

Schwientochlowitzer Arbeitslosenunruhen vor Gericht.

In der Gemeinde Schwientochlowitz kam es am 23. März d. Js. zu großen Ausschreitungen der Arbeitslosen und die gestern Gegenstand einer Gerichtsverhandlung vor der Strafkammer in Königshütte waren. Angeklagt waren die Erwerbslosen Max Zielonka, Edmund Heiduk, Leo Lubojanski, Bernhard Kwasny, Alfred Chroszcz, Anna Knich. Diesen wurde zur Last gelegt, Aufruhr und Ausschreitungen gegen die Staatsgewalt begangen zu haben. Der Anklage lag folgender Sachverhalt zu Grunde: An dem obenangeführten Tage wurde in einem Turnsaale in Schwientochlowitz die übliche Arbeitslosenunterstützung ausgezahlt. Das Geld reichte nicht aus, sodaß nur die registrierten Arbeitslosen ihre Unterstützung erhielten, während der andere Teil leer ausging. Darüber herrschte unter den Erwerbslosen eine begreifliche Erregung, und man verlangte stürmisch die Auszahlung des Geldes. Alle Beruhigungsworte der anwesenden Beamten blieben vergebens, die etwa 1000 Mann starke Bewegung nahm gegen die Beamten eine drohende Haltung ein. Die auszahlenden Beamten konnten sich nur durch die Flucht auf die Saalbühne in Sicherheit bringen. Inzwischen forderte die Polizei die Demonstranten auf, den Saal zu verlassen, was aber nicht geschah. Nachdem Tische und Stühle umgeworfen wurden, wurde polizeiliche Verstärkung angefordert, und die die Räumung des Saales vornahm. Auf der Straße kam es zu weiteren Zwischenfällen, wobei die Polizei angeblich mit Steinen beworfen worden sei. Unter Einsatz der Hiebwaffe wurde die Ruhe wieder hergestellt.

In der gestrigen Verhandlung erklärten alle Angeklagten, daß sie nicht schuldig sind. Manche von ihnen gaben wohl zu, dort gewesen zu sein, sich aber an den Ausschreitungen nicht beteiligt haben. Durch die Zeugenvernehmung, meistens Polizeibeamte wurden die Angeklagten der Schuld überführt. Stark belastet wurde der Angeklagte Zielinski, der immer wieder die Massen zu neuen Angriffen gegen die Polizei aufforderte. Auch will man Lubojanski gesehen haben, wie er einen Stein gegen die Polizei geworfen hat. Der Rest der Angeklagten war weniger belastet. Nach längerer Beratung wurden verurteilt Zielinski zu einer Gesamtstrafe von 7 Monaten, Lubojanski zu 6 Monaten und zwei Wochen Gefängnis, die übrigen Angeklagten erhielten je zwei Wochen Arrest zudiktiert. Lediglich der Angeklagte Knich erhielt 3 Wochen Arrest, weil sie schwere Beleidigungen gegen die Beamten ausgestoßen hat. Infolge der Amnestie erfolgt Straferlaß, mit Ausnahme des Z. und L., die nur die Hälfte abbüßen brauchen

Brzeziny. (Die süßen Rosinen.) In Brzeziny-Slonskie wurden von der Polizei der Stanislaus Maligla, Johann Rajdoj und die Stanislawa Wysta aus der Ortschaft Grojca, Kreis Bendzin, arretiert, weil sie zusammen 26 Kilogramm Rosinen aus Deutschland nach Polen unverzollt einführten.

Pleß und Umgebung.

Nikolai. (Fuhrwerk mit Pferd von Sandmassen verschüttet.) In den wilden Schächten, unweit der Eisenbahnstrecke der Alexandergrube in Nikolai, wurde ein Fuhrwerk mit Pferd von einer Sandwand verschüttet. Das Pferd wurde auf der Stelle getötet und das Fuhrwerk demoliert. Der Kutscher kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Urbanowitz. (Verzweiflungstat eines Geisteskranken) Der 49jährige Landwirt Michael Jarek verübte Selbstmord durch Erhängen. J. hinterläßt 6 unversorgte Kinder, im Alter von 4 bis 19 Jahren. Nach den bisherigen polizeilichen Feststellungen soll der Tote seit längerer Zeit geisteskrank gewesen sein.

Rybnik und Umgebung

Kleszczowice. (Raubüberfall auf eine Wohnung.) In den späten Abendstunden des 14. d. Mts. drangen drei bewaffnete Banditen in die Wohnung des Landwirts Josef Kant, Kreis Rybnik, ein. Der dort anwesende Bruder des Wohnungsinhabers, der Eisenbahner Jan Kant, wurde unter Drohungen zur Herausgabe des Geldes aufgefordert. Den Banditen fielen 8 000 Zloty in die Hände. Nach dem Raubüberfall flüchteten die Räuber in unbekannter Richtung.

x.

Gustave Eiffel

Mit dem modernen Wahrzeichen der französischen Hauptstadt, mit dem Eiffelturm, ist für die Allgemeinheit der Name Gustave Eiffel fast ausschließlich verknüpft. Die Riesenkonstruktion dieses Turms entstand anläßlich der Pariser Weltausstellung von 1889. Eine eigentliche Zweckbestimmung hatte der 300 Meter hohe Turm ursprünglich nicht. Erst später verwandte man ihn für physikalische und meteorologische Beobachtungen und schließlich auch als Funkstation. Doch zunächst sollte der Turm nur die Leistungsfähigkeit der modernen Technik versinnbildlichen. Eiffels großes und erst in der jüngsten Zeit richtig abschätzbares Verdienst ist es, daß dieses Sinnbild nicht zu einem architektonischen Monstrum wurde, wie es bei ähnlichen Aufgaben gerade im Zeitalter der Technik leider geschehen ist. Man glaubte damals, die scheinbare Häßlichkeit der Eisenkonstruktion äußerlich durch Nachahmung historischer Stilformen verdecken zu müssen. Eiffel erkannte grundsätzlich die Unsinnigkeit dieser Bemühungen. Es ist keine Rechtfertigung, sondern ein Ausdruck der Klarheit eines echt aus dem Zeitgeist heraus empfindenden künstlerischen Charakters, wenn Eiffel auf einen Protest damals angesehener französischer Schriftsteller, Maler, Bildhauer und Architekten gegen die „Errichtung dieses unnützen, monströsen Eiffelturms“ stolz erwiderte: „Ich glaube fest, daß mein Eiffelturm seine eigentliche Schönheit haben wird. Stimmen die richtigen Bedingungen der Stabilität nicht jederzeit mit denen der Harmonie überein? Die Grundlage aller Baukunst ist, daß die Hauptlinien des Gebäudes vollkommen seiner Bestimmung entsprechen. Welches aber ist die Grundbedingung bei meinem Turm? Seine Widerstandsfähigkeit gegen den Wind! Und da behaupte ich, daß die Kurve der vier Turmpfeiler, die der statischen Berechnung gemäß von der gewaltigen Massigkeit ihrer Basen an in immer luftigere Gebilde zerlegt zur Spitze emporsteigen, einen mächtigen Eindruck von Kraft und Schönheit machen werden.“ — Das ist das Bekenntnis eines im wesentlichen auch schöpferisch begabten Ingenieurs, der durchaus nicht auf nur rechnerischem Wege sein Monumentalwerk hätte schaffen können, wenn er die Form nicht in den wichtigsten Umrissen vorgeahnt hätte, denen er dann mit dem Rechenstifte folgte.

Ganz im Zeitsinne ist Eiffel allmählich dazu gelangt, durch die Eisenkonstruktion bedingte Bauten nicht nur zu bauen, sondern auch durchzuführen. Am 15. Dezember 1832 in Dijon geboren und nach dem Besuch der üblichen französischen höheren Schulen betreibt er in Paris chemische Studien, die er mit dem Diplom eines Ingenieurs der Chemie abschließt. Wahrscheinlich wäre er auf diesem Gebiet über das Format eines guten Theoretikers nicht hinausgekommen, wenn ihm nicht der Zufall und seine zeichnerische Begabung gänzlich neue Wege gewiesen hätten. Er kommt in das Büro von Charles Neppeu, dem zahlreiche, mit dem Eisenbahnwesen verknüpfte Aufgaben unterstehen. Der junge Eiffel ist bald der engste Mitarbeiter seines Chefs. Die Hauptprobe seiner Bewährung leistet er dabei in der Planung großer Brückenbauten, die nicht mehr wie bisher nach vorgefaßten und aus der Vergangenheit abgeleiteten Schönheitsbegriffen, sondern rein zweckdienlich auf Grund der besonderen Landschaft, der klimatischen Verhältnisse, des verwendeten Materials und der zur Verfügung stehenden Mittel konzipiert wurden. Die Eisenkonstruktion war damals erst in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung. Bis auf den 1851 in London entstandenen Kristallpalast waren alle mit Hilfe dieses technischen Mittels durchgeführten Bauten Anzeichen einer mitunter grotesk anmutenden Stilunsicherheit. Ablehnen konnte man die Eisenkonstruktion schon deshalb nicht, weil sie zumal für die reinen Zweckbauten unbedingte Vorteile bot. Um aber das sogenannte künstlerische Gewissen zu beruhigen, verfälschte man den Charakter des Materials selbst oder deckte das ganze mit Scheinfassaden zu, anstatt aus den elementaren Bedingungen des Materials einen neuen Stil herauszubilden. In dieser Hinsicht wird Eiffel mit seinen Brückenbauten bahnbrechend, weil er scheinbar nur ein von seinen Konstruktionsplänen bestimmter Ingenieur bleibt, während die ungewöhnliche formale Klarheit als Produkt eines ebenso klaren künstlerischen Empfindens erst bei genauerer Betrachtung und durch Vergleich mit ähnlichen Bauten seiner Zeit deutlich wird.

Unter Eiffels hauptsächlich in Portugal ausgeführten Brückenbauten ist der „Pont Maria-Pia“ über den Douro deshalb von besonderer Bedeutung, weil hier unter den schwierigsten Wasserverhältnissen eine vollkommen neue Lösung geboten schien. Eiffels Zeitgenossen hätten in diesem Falle, wo die Anbringung tragender Pfeiler durch den tiefen Wasserstand fast unmöglich erschien, sich mit kostspieligen Verlegenheitslösungen begnügt. Eiffel dagegen ging verantwortungsbewußt und sachgerecht zugleich an das unbedingt schwierige Problem heran. Er überzog den Flußlauf mit einem einzigen kühnen Bogen, dessen Konstruktion vorbildlich für die späteren Ingenieurgeschlechter geworden ist, und dessen einzigartiger Wurf die nachfolgende Kühnheit in der Konstruktion des Eiffelturms vorahnen ließ.

Eiffel selbst war inzwischen aus einer untergeordneten in eine führende Stellung aufgerückt. Er war der Wortführer eines neuen Stilempfindens geworden, an zahlreichen Gesellschaften war er damals autoritativ und ungewöhnlich maßgebend beteiligt. Nur so konnte er es auch durchdrücken, daß ihm der Auftrag zur Errichtung des Eiffelturmes zufiel. Zum Verderben wurde es ihm schließlich, daß er auch finanziell eine Macht darstellte. Er wurde in die berüchtigte Panama-Affäre verwickelt, und wenn seine Schuld oder Unschuld auch heute immer noch nicht ganz klar ist, so verlor er damals doch seine große Position. Einsam und fast unbemerkt starb er 1923 in Paris im biblischen Alter von 91 Jahren. Seine Bedeutung als überragender Bahnbrecher auf technisch-künstlerischem Gebiete bleibt bestehen.

Dr. O. Brattskoven.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau: 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten: 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 18. Dezember.

10,30: Gottesdienstübertragung aus Groß-Pielar. 12,15: Morgenfeier. 14: Religiöser Vortrag. 14,20: Volksmusik. 14,40: Für die Landwirtschaft. 16: Jugendfunk. 16,45: Stunde der Sprache. 17: Nachmittagskonzert. 18: Leichte Musik. 19: Verschiedenes. 19,10: Heiteres aus Schlesien. 19,25: Hörfolge. 20: Populäres Konzert. 21,15: Sportnachrichten. 21,25: Arien. 22,15: Tanzmusik.

Montag, den 19. Dezember.

15,25: Kommunikate. 16,10: Briefkasten. 16,25: Französische Unterrichtsstunde. 16,40: Vortrag. 17: Klaviermusik. 18: Leichte Musik. 19: Feuilleton. 19,15: Verschiedenes. 20: Oper „Werther“ auf Schallplatten; in den Pausen: Sport, Presse. 22,30: Technischer Briefkasten. 23: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

6,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse. 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 18. Dezember.

6,35: Aus Hamburg: Hafenkonzert. 8,15: Morgenkonzert. 9,10: Rätselfunk. 9,20: Schachfunk. 9,50: Glockengeläut. 10: Evangelische Morgenfeier. 11: Was Erwachsene falsch machen. 11,30: Bachkantaten. 12: Mittagskonzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Für die Kamera. 14,25: Für die Landwirtschaft. 14,40: Gegenwartsfragen der Krüppelfürsorge. 15: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert. 17: Dahlia und der rosarote Vogel. 17,20: Kleines Konzert. 18: Als junger Kaufmann an den Amazonas. 18,25: St. Nikolaus zieht durch das Land (Hörspiel für Kinder). 19,35: Aktuelle Wehrfragen. 20: Abendmusik. 20,45: Aus Wien: (Hörfolge) Heimat Oesterreich. Wien. 22,15: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten, Sport. 22,45: Aus Wien: Abendkonzert.

Montag, den 19. Dezember.

10,10: Schulfunk. 11,30: Wetter; anschl.: Aus Hannover: Schloßkonzert. 15,40: Buchberater für Weihnachten. 16: Die Umschau. 16,20: Unterhaltungskonzert. 17,30: Zweiter landw. Preisbericht; anschl.: Technische Uebersicht. 17,55: Berichte aus dem Musikleben. 18,15: Englisch. 18,40: Alte Weihnachtsgebräuche. 19,10: Albert Schweitzer, der Philosoph der Tat. 19,35: (Hörbericht) Weihnachtspakete kommen an. 20: Aus Köln: Abendunterhaltung. 21: Abendberichte. 21,10: Schöne alte Weihnachtsgeschichten. 22,20: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,40: Funkbriefkasten. 22,50: Jugend auf dem Lande.